

Hundert Jahre Musik der Reinhardts – Daweli erzählt sein Leben

I. Das bin ich

Heute bin ich fast 71 Jahre alt und habe in all den Jahren viel erlebt. Wenn ich so zurückblicke, dann waren es eigentlich drei Dinge, die für mich wichtig, zum Teil überlebenswichtig waren: meine Familie, meine Musik und meine Art, auf Menschen zuzugehen und mich nicht unterkriegen zu lassen. Davon will ich erzählen.

II. Meine Familie

Ich stamme aus einer Musiker-Familie. Fast alle Verwandten von mir haben oder hatten irgendetwas mit Musik zu tun. Dabei reicht meine Erinnerung exakt nur bis zu meinen Eltern zurück. Mein Vater Karl – er ist im Jahre 1900 geboren, also vor ziemlich genau einhundert Jahren – war ein Alleskönner. Er spielte Akkordeon, Geige, „singende Säge“ und war außerdem ein großer Sänger. Besonders bewundert habe ich ihn, wenn er auf der Mundharmonika musizierte. Dabei spielte er nicht eine sondern mehrere und das gleichzeitig. Er hatte einen Riemen um seinen Nacken und vor sich ein Gestell mit mehreren Mundharmonikas. Diese konnte er drehen und dann gleichzeitig mehrere bedienen. Auch konnte er die Pikkolo spielen, also eine ganz besonders kleine Mundharmonika. Er war so vielseitig, dass er ganz allein auf der Bühne die verschiedensten Instrumente gespielt hat.

Mein Vater hatte mehrere Geschwister. Ich erinnere mich noch an die Brüder Deus, Herz, Bizzo, Launi und an dessen Zwillingsschwester Launza. Deus, der älteste Bruder, spielte Gitarre und Bizzo, der zweitjüngste, war ein guter Geiger und Sänger. Nicht unerwähnt lassen möchte ich schon wegen der weiteren Geschichte, dass diese beiden Brüder meines Vaters Soldaten im Ersten Weltkrieg waren; mein Onkel Deus wurde sogar schwer verwundet und kam noch während des Krieges nach Hause zurück.

Immer wieder werde ich gefragt, ob ich mit dem legendären Zigeunermusiker Django Reinhardt, der vor ziemlich genau 50 Jahren gestorben und auf einem Friedhof bei Paris beerdigt ist, verwandt sei. Darauf antworte ich stets, dass ich das nicht wisse und es eigentlich auch für ausgeschlossen halte. Der Name „Reinhardt“ als Nachname ist bei uns Sinti sehr verbreitet. Er kommt oft vor, ohne dass diese „Reinhardts“ miteinander verwandt sind. Ganz ähnlich ist es mit dem ebenfalls recht bekannten Schnuckenack Reinhardt. Ich glaube auch nicht, mit ihm verwandt zu sein. Er stammt aus Weinsheim bei Bad Kreuznach und hat lange Zeit in Haßloch in der Pfalz gelebt. Mit ihm habe ich Ende der 1960er Jahre viel Musik gemacht. Das ist aber eine andere Geschichte, die ich erst später erzählen will.

Als bald nach dem Ersten Weltkrieg hat mein Vater meine drei Jahre jüngere Mutter Ottilie kennen gelernt. Sie ist in dem Ort Biebernheim oberhalb von St. Goar geboren und stammt aus der ebenfalls recht weit verzweigten Sinti-Familie Steinbach. Auch meine Mutter war musikalisch. Soweit ich weiß, stammten aus ihrer Familie manche Musiker. Selbst die Mädchen der Familie spielten Instrumente, wie Gitarre, Bass und Geige. Bei meiner Mutter war das auch so.

In ihren jungen Jahren sind meine Eltern ganz schön herumgekommen. Mein Vater war Musiker – und außerdem Korbflechter. Schon damals achtete er sehr auf sein Äußeres. Als Musiker musste er gepflegt sein. Er konnte es sich nicht leisten, unordentlich gekleidet zu sein – schon gar nicht so aufzutreten. Damals spielten sie wohl ausschließlich die Lieder von der Puszta, diese schwermütigen Weisen.

Meine Mutter verkaufte Kurzwaren, so wie das bei uns üblich war. Dieses Umherziehen ist auch der Grund dafür, dass wir Kinder recht unterschiedliche Geburtsorte hatten. Mein ältester Bruder Bernhard, wir nannten ihn „Lullo“, ist im Jahre 1920 in Wittgenborn, einem Ortsteil von Wächtersbach in Hessen, geboren. Ganz in der Nähe, in Hitzkirchen, ist mein zweitältester Bruder Karl („Nussu“ genannt) im Jahre 1921 zur Welt gekommen. Meine älteste Schwester Emma wurde in Pflaumheim in der Nähe von Aschaffenburg 1923 geboren. Mein Bruder Josef, wir nannten ihn „Busseno“, kam in Kölbingen bei Westerbürg im Jahre 1927 zur Welt. Ich bin als fünftes Kind meiner Eltern am 18. Juli 1932 in Wiesbaden geboren. Sie gaben mir den Namen Alfons, dieser steht auch in meiner Geburtsurkunde. Alle nannten und nennen mich aber „Daweli“. Diesen Namen finde ich auch viel schöner.

Als ich etwa ein halbes Jahr alt war, also Ende 1932/Anfang 1933 sind meine Eltern mit uns Kindern nach Koblenz gezogen. Von da ab haben wir mit Unterbrechungen bis heute in Koblenz gelebt. Koblenz war und ist unsere Heimat. Wir haben aber nicht immer an derselben Stelle gewohnt, sondern sind wiederholt innerhalb von Koblenz umgezogen.

Gelebt haben wir zunächst – wie man mir sagte, eine eigene Erinnerung habe ich an diese frühe Zeit nicht – in der Feste Franz. Das ist eine der großen preußischen Festungen, die die frühere Garnisonsstadt Koblenz umgaben und die später keine Funktion mehr hatten. Sie bestand und besteht auch heute noch aus dicken Mauern und liegt im Stadtteil Lützel. Gewohnt haben wir dort innerhalb des früheren Kernwerks der Feste Franz. Dies muss man sich als stabile, massive Räume (Kasematten) innerhalb der Festungsanlage vorstellen. Die Unterkünfte waren auch für die damaligen Verhältnisse recht primitiv, aber wir waren erst einmal froh, dort untergekommen zu sein.

In Koblenz verbrachte ich dann die ersten zehn Jahre meines Lebens. Hier sind meine jüngeren Geschwister geboren, mein Bruder Anton („Nonno“) im Jahre 1934, meine Schwester Ottilie ein Jahr später, meine jüngste Schwester Lydia 1937 sowie meine beiden jüngsten Brüder Jakob („Cuwo“) und Heinrich („Bawi“), der eine kam 1940 und der andere 1941 zur Welt.

An meine Kindheit kann ich mich nur noch schwach erinnern. Ein Erlebnis steht mir aber heute noch deutlich vor Augen. Ich möchte es als unsere „Wegschaffung“ aus Koblenz bezeichnen. Das muss so Mitte 1938 gewesen sein, ich war etwa sechs Jahre alt - ganz genau weiß ich es nicht mehr. Wir waren einige Familien mit ihren Kindern, wie viel es waren, kann ich auch nicht sagen. Die „Wegschaffung“ war mit unserer späteren Deportation nicht zu vergleichen, wir wurden noch „normal“ behandelt. Unterwegs bekamen wir auch zu essen und litten keine Not. Man hat uns aber einfach fortgeschafft, das war natürlich nicht normal. Die Stadt Koblenz wollte uns Sinti loswerden. Mein Vater war mit uns im eigenen Wohnwagen unterwegs. Man brachte uns nach Mitteldeutschland, es ging meiner Erinnerung nach in Richtung Berlin. Dann auf einmal – gar nicht viel später – mussten bzw. durften wir wieder umkehren. Wie wir hörten, war diese Aktion auf einmal höheren Orts, von Berlin aus, abgeblasen worden. Wir sind mit der Familie und dem Wohnwagen, wie die anderen „Weggeschafften“ auch, nach Koblenz zurückgekehrt. Das Ganze verstehe ich heute noch nicht richtig, es geht mir gar nicht aus dem Kopf.

In Koblenz zogen wir aber nicht wieder in das Kernwerk der Feste Franz sondern in ein Gebäude, das sich in der Fischelstraße 32b befand. Das steht heute nicht mehr. Es war ein altes Militär-Arresthaus. Es bestand aus zahlreichen einzelnen Räumen (Zellen) – nicht etwa aus abgeschlossenen Wohnungen. In dem Gebäude lebten mehrere Sinti-Familien. Wenn eine Familie, wie die unsrige, größer war, belegte sie mehrere Zellen. An das Haus habe ich keine gute Erinnerung, es war ungemütlich und wenig komfortabel. Wo und wie man da überhaupt Essen zubereiten konnte, kann ich mir im nachhinein gar nicht vorstellen. Offenbar hat uns die Stadt Koblenz aus einer Verlegenheit heraus dort untergebracht. Denn man hatte uns ja loswerden wollen. Und das war nun nicht geglückt. Deshalb musste man uns ganz unvorbereitet irgendwo unterbringen. Dafür war das alte Militär-Arresthaus wohl gut genug. Vor dem Haus war ein gepflasterter Hof. Er war von weiteren großen Gebäuden umgeben, u.a. von der Gräfin v. Königsmark'schen Weinkellerei. Dieser Hof wurde früher offenbar für den Freigang der Gefangenen genutzt. Immerhin war er groß und wir Kinder konnten gut darauf spielen.

Von den politischen Ereignissen, gerade auch von den in dieser Zeit immer drückender werdenden Maßnahmen gegen uns Sinti, haben wir Kinder nichts erfahren. Wahrscheinlich haben die Eltern diese ganzen Probleme von uns fern gehalten. Jedenfalls muss ich im nachhinein sagen, dass ich und meine jüngeren Geschwister eine ganz schöne Jugend hatten. Auch unsere Eltern und meine älteren Geschwister hatten keine erkennbaren Probleme. Das hat sicherlich daran gelegen, dass mein Vater ein kluger und geachteter Mann war. Auch hat er wie meine älteren Brüder ebenfalls immer in Arbeit gestanden.

Mein Vater war in dieser Zeit als Musiker nicht mehr so unterwegs wie früher. Den Grund dafür weiß ich nicht genau. Sicherlich hatte das auch mit der „Festschreibung“ zu tun gehabt. Danach war es uns Sinti unter Androhung der

Einweisung in ein Konzentrationslager verboten, unseren Wohnort zu verlassen. Wir mussten da bleiben, wo wir waren, wir waren „festgeschrieben“. Meinem Vater konnte das nichts anhaben. Er hatte die Fähigkeit, sich veränderten Situationen anzupassen. So hat er zum Beispiel auf der Karthause gearbeitet, als dort auf dem Flugfeld der Flugplatz angelegt wurde. Auch hat er eine Zeitlang in dem damaligen Volkspark in Lützel Aufsicht geführt. Irgendwie gearbeitet haben wir Reinhardts eigentlich immer. Das war vielleicht der Grund dafür, dass uns die Nazis zunächst nicht so arg verfolgten.

Meine beiden ältesten Brüder Bernhard und Karl waren als junge Burschen jedenfalls vorübergehend Artisten. Das kam durch den Schwager meines Vaters namens Karl Laroche. Er stammte aus der Schweiz und war kein Sinto. Verheiratet war er mit einer Schwester meines Vaters namens Barbara, genannt „Bessi“. Die beiden hatten mit ihren Kindern längere Zeit in Köln gelebt und dort einen Zirkus betrieben. In den 1930er Jahren kamen sie mit ihrem Geschäft nach Koblenz und blieben hier. Durch diesen Schwager Karl Laroche kamen wie gesagt meine beiden ältesten Brüder zum Zirkus.

Neben dieser Tätigkeit im Zirkus oder nach dieser waren meine beiden ältesten Brüder in „normalen“ Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Mein Bruder Bernhard war zunächst Kraftfahrer bei verschiedenen Firmen in Koblenz, so zum Beispiel für die Firma Mogendorf und Seegner. Er hat Autos mit Holzvergaser gefahren. Ich erinnere mich noch, dass er mir eines Tages ein Auto mit einem solchen Vergaser gezeigt hat. Das war für mich ein bleibendes Erlebnis. Mein zweitältester Bruder Karl hatte zusammen mit unserem Cousin Jakob Steinbach („Suilo“) Maurer gelernt.

Wir sind etwa 1940 von der Fischelstraße 32b in die Feste Franz in Lützel umgezogen. Ich nehme an, dass der Anstoß zum Umzug nicht von uns aus gegangen war, denn schließlich waren wir „festgeschrieben“ und wurden stark kontrolliert, warum sollten wir uns da verändern? Aber letztlich war der Wechsel in das Kernwerk der Feste Franz für uns nicht schlecht, denn in den Zellen des ehemaligen Militär-Arresthauses konnten wir wirklich nicht auf Dauer leben. Auf diese Weise kamen wir ein zweites Mal in das Kernwerk der Feste Franz. Dort waren wir mit recht vielen Sinti zusammen, u.a. mit dem Schwager Karl Laroche und dessen Familie. Ich erinnere mich noch, dass wir nicht in den Kasematten des Kernwerks selbst, sondern in einem großen Anhänger wohnten, der auf dem Gelände davor aufgestellt war.

Damals bin ich in die katholische Volksschule in Lützel gegangen. Daran erinnere ich mich noch gern. Zu meinen Mitschülern und auch zu den Lehrern hatte ich ein gutes Verhältnis. Wir haben uns gegenseitig geachtet und so angenommen, wie wir waren. Bei den Lehrern war ich richtiggehend beliebt. Sie gaben mir kleine Aufträge, wie etwa das Einsammeln der Hefte oder das Säubern der Tafel. Das habe ich gern gemacht, denn von Natur aus bin ich hilfsbereit. Natürlich war ich auch ein bisschen stolz, den Lehrern eine Hilfe zu sein. Manchmal haben sie mir sogar dafür etwas Geld zugesteckt. In der vierten Klasse der Volksschule war meine Ausbildung aber zu Ende. Ich wäre gern

noch länger zur Schule gegangen und hätte noch viel lernen wollen. Das war aber wegen der Ereignisse, die ich später noch im Einzelnen schildern werde, nicht möglich.

Auch wenn man es heutzutage - weil man das Ende kennt - nicht verstehen mag, hatte ich damals nicht nur in der Schule, sondern auch sonst keine Probleme. Beispielsweise war ich im „Jungvolk“, der nationalsozialistischen Jugendorganisation, die der „Hitlerjugend“ vom Alter her vorgeschaltet war. Ich muss zugeben, dass ich damals gern Jungvolk-Junge war – nicht etwa wegen Hitler, sondern weil wir dabei unseren Spaß hatten. Ich war damals zehn Jahre alt. Beim Jungvolk war ich unter Gleichaltrigen, auch Verwandte von mir waren dabei. Man wusste, dass ich und meine Verwandten Sinti waren, aber das störte offenbar keinen. Wir machten das, was auch die anderen machten. So haben wir beispielsweise für das nationalsozialistische Winterhilfswerk Geld gesammelt. Wir haben auch Lieder gesungen. An eins erinnere ich mich noch genau, es hatte viele Wiederholungen und war deshalb gut zu merken. Der Text lautete:

„Eines Abends in der Dämmerstunde sah ich zwei Segelflieger stehn,
eines Abends in der Dämmerstunde sah ich zwei Segelflieger stehn,
und sie sangen so schön, dass zwei Madel blieben stehn,
und sie sangen so schön, dass zwei Madel blieben stehn,
zwei Madel, Flieger, Flieger du allein sollst meine Liebe sein,
zwei Madel, Flieger, Flieger, du allein sollst meine Liebe sein.“

Im Zuge des Zweiten Weltkrieges ging mein Vater zum Militär. Er war in einer Kaserne in Koblenz-Ehrenbreitstein stationiert. Bei einem Wachkommando war er in der Küche beschäftigt. Er war durchaus angesehen und hat bei Festen mit gefeiert. Zu einer solchen Feier hat er einmal sogar meine Mutter mitgebracht und sich ihrer nicht geschämt, obwohl sie ein langes Kleid trug und so angezogen war, wie es Sintiza damals waren und auch heute noch sind.

Mein Vater nahm seine Aufgabe als Wachsoldat sehr gewissenhaft wahr. Als er eines Tages auf Wache war, benahm sich ein Zivilist recht auffällig, sah sich die Anlagen an und packte seinen Fotoapparat aus, um Aufnahmen zu machen. Mein Vater schritt sogleich ein und forderte ihn auf, das zu unterlassen. Als das nicht geschah, nahm er sein Gewehr von der Schulter und befahl ihm mit gezogener Waffe, das Gelände zu verlassen: „Drehen Sie sich um und gehen Sie vor mir her!“ So führte er ihn zur Wache ab. Da gab es ein großes Hallo, denn das Wachpersonal dort erkannte in dem ungebetenen Gast sofort den Kommandeur der Einheit, der in Zivil einmal überprüfen wollte, wie aufmerksam seine Wachsoldaten sind.

Auch in dieser Zeit ist mein Vater seiner geliebten Musik treu geblieben. Zusammen mit seinem Schwager Rejo bildete er ein Duo, das in Uniform Musik gemacht hat. Sie haben sogar vom Militär aus eine kleine Schallplatte produziert. Ich bedauere es sehr, dass wir sie nicht besitzen. Anlässlich eines

Fußballspiels der Reinhardts-Elf, die mein Bruder Bernhard („Lullo“) viele Jahre betreut hat, bin ich in Rhens von einem Mann wegen meines Namens Reinhardt angesprochen und auf diese Schallplatte aufmerksam gemacht worden. Er versprach, mir die Platte zu geben. Dann habe ich es aber versäumt, mir die Schallplatte zu beschaffen. Ich ärgere mich noch heute, dass ich damals der Sache nicht nachgegangen bin.

Mein ältester Bruder Bernhard war ebenfalls Soldat. Er hat am Afrika-Feldzug unter General Rommel teilgenommen. Als er einmal auf Heimaturlaub war und mit meinem Vater in einer Lützeler Gaststätte saß, wurde er von anderen Gästen angepöbelt, dass sie ihren Kopf im Krieg hinhalten müssten, während junge kräftige Leute wie mein Bruder zu Hause ein schönes Leben führten. Daraufhin hat mein Vater zu Bernhard gesagt, er – der in Zivil dort saß – solle sich umziehen und dann wiederkommen. Das hat mein Bruder gemacht. Das ganze Lokal hat nicht schlecht gestaunt, als er in der Uniform des Afrikakorps erschien. Bernhard ist aber Anfang der 1940er Jahre aus dem Militär entlassen worden. Wir haben ihn bei seiner Rückkehr nach Koblenz groß gefeiert. Er war dann hier beim Nationalsozialistischen Kraftfahrer-Korps (NSKK).

Das alles hat meinen Bruder Bernhard aber nicht vor dem KZ bewahrt – wobei er es nicht darauf angelegt hatte, mit diesen Aktivitäten dem Konzentrationslager zu entgehen. Das KZ war für uns Sinti damals keine solche Bedrohung, dass wir ganz konkret mit einer Einweisung dorthin rechnen mussten und unser Leben darauf einrichteten, diesen Lagern zu entgehen. Wann genau Bernhard ins KZ kam, weiß ich nicht. Mir ist auch nicht in Erinnerung, warum das geschah. Ich weiß nur, dass Bernhard mit einer Nicht-Sintiza aus Koblenz-Metternich zusammen war und sie beide Probleme mit den Rassengesetzen hatten. Denn nach den Nürnberger Gesetzen durfte ein Sinto keine Nicht-Sintiza heiraten. Erst nach dem Krieg erfuhr ich dazu noch einiges und versuchte, damit die Sache besser zu verstehen. Doch dem möchte ich nicht vorgreifen.

III. Lagerläufer

Am 10. März 1943 ist unsere ganze Familie – bis auf Lullo, der zuvor schon ins KZ Dachau verschleppt worden war - von Koblenz aus zusammen mit vielen anderen Sinti in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert worden. Das werde ich nie vergessen, obwohl ich damals erst zehn Jahre alt war. Wer so etwas nicht selbst erlebt, kann sich dies beim besten Willen gar nicht vorstellen oder ausmalen. Das, was ich jetzt schildere, habe ich zu einer Zeit erlebt, in der Kinder heutzutage wohlbehütet in der Familie leben und vielleicht im dritten oder vierten Schuljahr die Schule besuchen. Es ist die Zeit der ersten hl. Kommunion.

Auch mein Vater blieb von der Deportation nicht verschont, obwohl er bis zuletzt in Koblenz Soldat war. Das half ihm aber auch nicht. Er musste die Uniform ausziehen, wurde aus der Wehrmacht als „wehrunfähig“ ausgestoßen

und konnte weder für sich noch für uns die Verschleppung nach Auschwitz abwenden. Die Deportation kam für uns völlig überraschend. Man ließ uns keine Zeit und wir konnten auch nichts mitnehmen, nur das, was wir am Körper trugen. Immerhin hat mein Vater seine Gitarre dabei gehabt. Die Polizeibeamten, die uns abholten, erzählten uns, dass wir uns keine Sorgen machen sollten; wir würden im Osten angesiedelt und bekämen dort einen Bauernhof u.a.m. Welcher Hohn, wenn man bedenkt, was uns im „Osten“ alles widerfahren ist!

Frühmorgens wurden wir aus der Feste Franz herausgetrieben und auf einem Platz gesammelt. Es war ein Hof, der mit einer kleineren Mauer mit einem aufstehenden schmiedeeisernen Zaun umgeben war. Des öfteren habe ich mich bemüht, diesen Platz wiederzufinden. Das ist mir aber nicht gelungen. In Koblenz ist ja durch den Krieg so viel zerstört und dann anschließend wieder aufgebaut worden, dass man sich manchmal nur schwer zu recht findet. Ich meine aber, dass dieser Hof in der Nähe des Deutschen Eck gelegen hat. Vielleicht war das der Hof einer dort gelegenen Schule.

Ich erinnere mich besonders an den schmiedeeisernen Zaun, der den ganzen Hof umgeben hat. Denn an diesen kamen Menschen, vor allem waren es Mitschüler von uns, aber auch Erwachsene. Sie fragten uns, was denn mit uns los sei. Als wir ihnen von unserer Festnahme und dem bevorstehenden Transport in den Osten erzählten, konnten sie das nicht fassen. Sie hatten Mitleid mit uns und haben uns auch etwas zu essen zugesteckt. Von den Beamten wurden sie dann weggejagt. Wie lange wir dort auf dem Platz bleiben mussten, weiß ich heute nicht mehr genau. Es kann wohl über Nacht gewesen sein.

Von diesem Hof aus wurden wir zu Fuß zum Hauptbahnhof getrieben. Dort sind wir in normale Personenzüge eingestiegen. Das waren Wagen mit Abteilen und Sitzplätzen, wie das damals so üblich war. Wir waren aber für uns und wurden von Polizisten bewacht. Zum Abschied von Koblenz habe ich auf der Gitarre meines Vaters gespielt und dazu gesungen. Eines dieser Lieder kam mir – wie selbstverständlich – von den Lippen: „Eines Abends in der Dämmerstunde sah ich zwei Segelflieger stehn...“.

Angekommen sind wir im Osten in Güterwaggons, da bin ich ganz sicher. Ich weiß aber heute nicht mehr, wie sich das so ergeben hat, wann und wo wir von den Personenwagen in Waggons „umgeladen“ wurden.

Zuerst kamen wir nach Auschwitz in das so genannte Stammlager, nach Auschwitz I. Dort brachte man uns in einen kleinen Raum. Mir kommt es heute so vor, als hätten wir uns auf einem aus Ziegelsteinen gemauerten Ofen legen müssen. Das Gebäude und die anderen Bauten waren von einem Zaun umgeben, wir hatten nur wenig Bewegungsfreiheit. Im Stammlager Auschwitz blieben wir nur wenige Tage.

Von dort brachte man uns schon bald nach Auschwitz-Birkenau. Dort wurden wir als erstes „entlaust“. Das war für uns ein Schock. Und zwar vor allem

deshalb, weil wir uns alle, so wie wir ankamen, in Gegenwart aller ausziehen mussten, also Männer genauso wie Frauen und Kinder. Die Eltern und Großeltern mussten sich vor anderen Männern und Frauen und auch vor den Kindern nackt ausziehen. Das widersprach - und widerspricht noch heute - völlig unserem Schamgefühl und hat uns alle sehr bedrückt. Denn Sinti haben für das Zusammenleben Regeln, die unbedingt eingehalten werden müssen. Dazu gehört grundlegend, dass sich die Eltern nicht vor den Kindern und erst recht nicht die Großeltern vor den Enkelkindern entkleiden. Das ist einfach tabu. Nach diesem Tabubruch mussten wir nacheinander drei mit einer grünen Masse gefüllte Behälter durchschreiten. Das diente der Desinfektion, um die Verbreitung von Krätze und anderer Krankheiten zu verhindern.

Anschließend erhielten wir die Häftlingsnummer. Sie wurde uns – wie das im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz üblich war - eintätowiert. Allerdings erhielten wir „Zigeuner“ im Unterschied zu den anderen Gefangenen nicht fortlaufend die allgemeine Häftlingsnummer. Für uns wurde vielmehr mit der Kategorie „Z“ eine besondere Zählweise begonnen. Wir „Zigeuner“ wurden alle mit dem Buchstaben „Z“ registriert und erhielten dann in dieser Sonderkategorie eine fortlaufende Nummer. Meine Häftlingsnummer war „Z 2252“. Wir hatten keine Namen mehr. Man verkehrte mit uns nur, indem man die Nummer rief. Die Häftlingsnummer trage ich heute noch. Im Sommer, wenn es warm ist und ich ein Hemd mit kurzem Arm an habe, kann man sie noch gut sehen.

Nach dieser Tortur kamen wir endlich in unseren Block im „Zigeunerlager“. Es war der Block 10 oder der Block 11. So ganz genau weiß ich das nicht mehr. Jedenfalls war er eine Holzbaracke wie die anderen auch, in der Hunderte von Menschen in primitiven Holzgestellen, Boxen, untergebracht waren. Mein Vater war zusammen mit anderen Häftlingen Blockältester, also von der SS-Wachmannschaft eingesetzt, um im Block für die Sauberkeit und Disziplin zu sorgen. Bald hatte es sich herumgesprochen, dass er und die anderen Blockältesten sich durch diese Funktion keine persönlichen Vorteile verschaffen wollten, sondern uneigennützig und gerecht waren sowie nach Möglichkeit Mithäftlinge zu schützen suchten. Deshalb war dieser Block noch voller als die anderen Blocks es ohnehin schon waren.

Ich erinnere mich noch sehr genau an einen kleinen See im Lager. Die SS-Wachmannschaften machten sich einen Spaß daraus, Häftlinge dort zu quälen, indem sie sie in den Weiher tunkten. Viele ertranken dabei. Auch mein Vater und mein Bruder Karl mussten einmal diese Tortur erleiden. Ich denke, es war, weil sie Lebensmittel oder ähnliches geschmuggelt hatten und dabei erwischt worden waren. Während mein Vater, der ja Soldat gewesen war, das Untertauchen ganz gut überstanden hatte, hatte das meinem Bruder Karl sehr zugesetzt. Als er sich aus dem Teich heraus schleppte, ging es ihm so elend, dass meine Mutter meinte, er würde die Nacht nicht überstehen. Aber Karl hat doch überlebt.

Ganz schlimm war für uns das Appellstehen. Oft standen wir stundenlang bei Kälte, Wind und Wetter auf dem Appellplatz. Besonders lange dauerte es, wenn die Stärkemeldung des Lagers nicht stimmte, etwa, weil ein Häftling geflohen war. Ein solches Appellstehen ist noch heute vor meinem geistigen Auge, als sei es erst kürzlich gewesen. Wir hatten schon lange in der Kälte gestanden, als einige dazu abkommandierte Häftlinge mit einem Mann auf einer Bahre ankamen. Wie befohlen setzten sie die Bahre vor den versammelten Häftlingen ab, zogen den toten Häftling aus und zeigten uns, wie sein Körper von Kugeln zerfetzt war. Ich glaube, die SS-Wachen haben den Flüchtigen absichtlich mit Einschüssen geradezu gesiebt. Damit wollten sie uns allen vor Augen zu führen, was mit einem geflohenen Häftling passiert. Jeder sollte eingeschüchtert werden und insbesondere von einem eigenen Fluchtversuch Abstand nehmen.

Wenn ich an diese Menschenquälerei, diese Schrecken und diesen Terror im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau denke, kommt es mir noch heute ganz wundersam vor, welche Freiheiten ich in dem Lager hatte, wie ich dadurch überleben und anderen Leidensgefährten beim Überleben helfen konnte. Ich frage mich, wie das möglich war, dass ich so ein Glück hatte, dass ich überall hinein durfte. Und dabei waren doch auch noch viele andere Kinder und Jugendliche da. Ich muss so etwas wie einen Schutzengel bei mir gehabt haben. Das, was ich erlebt habe, will man gar nicht glauben. Auch mir kommt es ganz verrückt vor. Ich würde es selbst kaum glauben, wenn ich nicht alles, was ich hier erzähle, am eigenen Leib erlebt hätte.

Mein Glück in diesem Terror fing schon damit an, dass ich Lagerläufer war. Dadurch bin ich viel im Lager herumgekommen. Ich konnte da dieses hinbringen und von dort jenes mitnehmen. Ich kam auch viel in die Küche. Wir alle im Lager hatten entsetzlichen, unbeschreiblichen Hunger. Da ist es kein Wunder, dass uns alle die Küche geradezu magisch anzog. Und ich hatte das Glück, an diesem so vorzüglichen Ort oft sein zu dürfen. Das lag auch daran, dass mein Vater, mein Bruder Karl und mein Cousin Jakob Steinbach dort zum Kommando gehörten. Da konnte ich schon mal bei ihnen in der Küche vorbeischaun.

Aus der Sicht der SS-Wachmannschaften konnte das Essen für die Häftlinge gar nicht schlecht genug sein. Das war ein Teil der Schikanen, die wir zu erdulden hatten. Sicherlich war damals Krieg und der Winter war auch streng und die Ernte nicht immer gut. Gleichwohl hätte die Ernährung nicht so katastrophal sein müssen wie sie war. Es gab ja genug zu essen, nur nicht für die Häftlinge. Dafür haben die SS-Leute geradezu in Saus und Braus gelebt.

Zu essen gab es immer eine undefinierbare braune Brühe. Darin waren Kartoffeln schon eine Rarität. Stattdessen schwammen darin eher Kartoffelschalen und auch Stücke von Steckrüben. Und Fleisch gab es in dieser Brühe noch seltener als Kartoffeln. Und überhaupt das Fleisch. Es war – wie soll ich es beschreiben – wie Sülze, so etwas habe ich vorher und nachher nie wieder gesehen. Man kann sich darüber so seine Gedanken machen. Das haben wir damals auch getan. Aber das war uns letztlich egal. Wir haben unsere

Gedanken beiseite geschoben – und gegessen. Wir hatten einen starken Willen zu überleben. Und uns war (fast) alles recht. Was sollten wir denn auch machen?! Man hatte uns keine andere Wahl gelassen.

Verteilt wurde diese Brühe auf die einzelnen Blocks in großen Holzgefäßen, die mit zwei Stangen durch das Lager getragen wurden. Jeder Häftling bekam allenfalls einen kleinen Napf voll. Dazu gab es ein Stück Brot. Abgesehen davon, dass das Essen oft scheußlich schmeckte, konnte man davon natürlich nicht satt werden. So sah jeder zu, dass er noch etwas mehr bekam. Wenn etwa Brühe verschüttet wurde, hat man das aufgelesen. Es war – weil überall Sand war – oft in den Sand gefallen und verschmutzt, aber das hat man gegessen. Genauso hat man die letzten Reste aus den Holzfässern mit den Fingern herausgekratzt. Natürlich habe ich bei alledem mit gemacht. Es war alles so elendlich, dass man alles Mögliche versucht hat, um auch nur das geringste Stück Essbares zu organisieren. Nichts war uns zu unwürdig, denn unsere Würde hatte man uns im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau schon längst geraubt und es ging nur noch um das nackte Überleben.

Da war es kein Wunder, dass jeder, soweit es ihm nur irgendwie möglich war, versuchte, Kontakt zur Küche und damit zu Extrarationen aufzunehmen und zu halten. Das galt natürlich auch für mich. Nun durfte aber eigentlich kein Kind wie ich in der Küche sein. Ich hatte da nichts zu suchen. Es war aber mein großes Glück, dass mich die Erwachsenen dort oft duldeten. Einmal wurde es aber für alle ganz brenzlich. Denn es kamen irgendwelche Kontrolleure, hochgestellte Personen, die sich den Küchenbetrieb ansehen wollten. Vor diesem unangemeldeten Besuch musste ich ganz schnell verschwinden. Doch wohin? Da kam einem von uns – wer es war, weiß ich heute nicht mehr - eine Idee. In der Ecke eines Nebenraumes war der Boden mit einem Haufen Kohlen bedeckt. Darin konnte ich mich verstecken. Jedenfalls war es mein Bruder Karl, der mich mit Kohlen zudeckte. Mein Glück war es, dass die Stücke nicht so kleinteilig waren. Es waren richtige Brocken, so dass ich in ihren Zwischenräumen genug Luft zum Atmen fand. Als der ungebetene Besuch die Küche wieder verlassen hat, bin ich ganz schnell aus dem Berg Kohlen herausgekrabbelt.

In der Küche standen insgesamt sechs große Behälter, in denen das Essen für die Häftlinge gekocht wurde. Sie wurden mit Kohlen beheizt. Und wie bei Öfen üblich, lagen die brennenden Kohlen auf einem Rost, durch das die Asche und verglimmende Glut fielen. Darin buken mein Vater und mein Bruder Karl so etwas ähnliches wie Brot. Dazu hatten sie Mehl organisiert, das sie mit Wasser und ein wenig Salz zu kleineren Fladen formten und in der Asche backen ließen. Ich hatte dann die Aufgabe – schließlich war ich ja Lagerläufer und durfte mich als solcher im Lager recht frei bewegen - diese Brote zu verteilen. Dazu banden mein Vater und mein Bruder mir mit einem Stückchen Kordel die Brote zwischen meinen Beinen fest. Das klappte ganz gut. Manches Brot konnte ich zu meinen anderen Angehörigen schmuggeln. Auch habe ich anderen davon gegeben. Einem Freund zum Beispiel habe ich schon mal Brot auf ein

Fensterbrett gelegt. Wie abgesprochen kam er dann und nahm sich von außen das Brot weg. Auffallen durfte das natürlich nicht.

Einmal habe ich aber Pech gehabt. Ich wurde erwischt, als ich mit Broten aus der Küche im Lager unterwegs war. Ein solches „Vergehen“ wurde mit Schlägen bestraft. Aber selbst da hatte ich wieder Glück. Denn der die Schläge austeilende SS-Mann ist so vorgegangen, dass ich sie ganz gut aushalten konnte.

Genauso katastrophal wie die Verpflegung waren die hygienischen Verhältnisse in Auschwitz-Birkenau. Dort starrte alles vor Schmutz. Viel zu viele Menschen lebten, besser: vegetierten, auf einem ganz kleinen Raum und sie hatten noch nicht einmal Wasser, Seife oder auch nur gelegentlich frische Wäsche, um sich ein wenig reinlich zu halten. Da war es auch kein Wunder, dass im Lager schwere Infektionskrankheiten grassierten. Ich selbst hatte einmal Kopftypus. Eine große Hilfe konnte man von den SS-Lagerärzten und dem Krankenrevier des Lagers nicht erwarten. Im Gegenteil musste man befürchten, wegen einer solchen Krankheit „ins Gas geschickt“ zu werden. Das blieb mir erspart, denn schon bald wurde ich wieder gesund. Wieder einmal hat mich mein Schutzengel vor dem Allerschlimmsten bewahrt.

Welche hygienischen Verhältnisse im Lager herrschten, kann ich etwa an der Toilettenanlage verdeutlichen. Die Notdurft mussten wir bei Wind und Wetter in einer Grube im Freien verrichten. Dafür hatten die Häftlinge einen schmalen Graben ausgehoben, an dessen beiden Längsseiten jeweils einen Balken angebracht war. Auf den einen Balken hatten sich die Männer und auf den anderen die Frauen und die Kinder zu setzen. Schlimm war das vor allem auch deshalb, weil die Kinder ihre Eltern in dieser Situation teils nackt gesehen haben. Wie schon gesagt haben wir Sinti nämlich eine große Scham und für uns ist alles unterhalb der Gürtellinie tabu.

Bei all diesem Elend im Lager gab es aber auch richtig schöne Momente. Dazu gehörte die Zeit mit Janos. Janos war ein ungarischer Sinto, der aus Berlin ins KZ Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Obwohl er nur etwa vier Jahre älter war als ich, war er schon ein hervorragender Stepp-Tänzer. Ich hing an seinen Lippen, wenn er von seinen Auftritten in dem damals berühmten Ufa-Palast in Berlin erzählte und davon, dass er mit der Schauspielerin, Sängerin und Stepp-Tänzerin Marika Röck zusammen getanzt hat. Sie war ein Star der Ufa, der damals maßgeblichen deutschen Filmgesellschaft – und übrigens ebenfalls ungarischer Herkunft. Janos hat mir im KZ das Steppen beigebracht. Dabei habe ich mich auf den Holzgestellen der Schlafkojen abgestützt und so leichter gemacht. Mit dieser Hilfe und Janos' Unterweisung lernte ich schon bald das Steppen. Ich habe es nicht mehr verlernt und noch viele Jahre später gesteppt. Janos habe ich übrigens bald nach dem Krieg in Koblenz wieder getroffen. Etwa drei bis vier Jahre war er mit uns unterwegs. Ich erinnere mich noch gut, wie er in der Altstadt auftrat. Dazu hat er sich auf einen Wirtshaustisch gestellt und dann auf dem Tisch gesteppt. Man konnte gar nicht so schnell schauen wie er tanzte. Dabei ist kein einziges Glas beschädigt worden. Er hatte geradezu Beine aus Gummi. Außerdem konnte er sehr gut singen. Ich werde nie vergessen, wie

er den österreichischen Operettentenor Johannes Heesters imitiert hat. Dann haben wir uns wieder aus den Augen verloren. Ein letztes Mal traf ich ihn so um 1960 in Koblenz-Mittelweiden. Die Wiedersehensfreude war bei uns beiden groß – aber Janos hatte sich verändert. Er war richtig dick geworden. Mir zum Gefallen steppte er noch einmal in Erinnerung an frühere Zeiten. Aber er war nur noch ein Schatten von damals. Der massige Körper drückte auf die Beine und erlaubte keine flinken Bewegungen mehr wie im KZ Auschwitz-Birkenau, wo Janos und ich uns viele Jahre zuvor unter ganz elenden Umständen kennen gelernt hatten.

Im KZ Auschwitz-Birkenau, das ja ein Vernichtungslager war, war es ein Stück Normalität, dass Menschen starben – wobei der Ausdruck „sterben“ das Ausmaß der Qual, des Elends, des Terrors und der Menschenverachtung auch nicht andeutungsweise vermittelt. Mir fehlen die Worte dafür. Wie soll ich denn auch meine Gefühle und das Leiden meiner Angehörigen beschreiben: Umgekommen ist mein zweitjüngster Bruder. Ermordet wurde auch mein Onkel Deus, der älteste Bruder meines Vaters. Von ihm berichtete ich schon. Er war Soldat im Ersten Weltkrieg und war schwer verwundet worden. Aber all das half ihm nicht. Mit fast seiner ganzen Familie, mit seiner Frau und zehn seiner 13 Kinder musste er in Auschwitz-Birkenau ins Gas. Nahezu seine ganze Familie haben die Nazis ausgerottet.

Im nachhinein empfinde ich auch die eigene Abstumpfung gegenüber dem Morden und dem Tod in gewisser Weise als Schuld oder als Versagen. Aber eigentlich waren die Verhältnisse so schlimm, dass man zu dem wurde, was man war. Auf den Blocks, d. h. in den einzelnen Holzbaracken, lebten wir mit vielen hundert Menschen zusammen. Holzgerüste waren in mehreren Etagen übereinander angebracht. Auf jeder Etage schliefen auf blankem Holz und auf ganz engem Raum mehrere Häftlinge zusammen. Immer wieder kam es vor, dass man nachts oder beim Wecken in aller Frühe wach wurde und feststellen musste, dass einer der neben einem Liegenden tot war. Dann kamen die Leichenkarren. Sie waren immer im Lager unterwegs. Man lud die Toten wie Stücke Holz auf den Karren, die Arme und Beine baumelten über den Karrenrand hinaus.

Es gab aber auch die Möglichkeit, aus dem KZ entlassen zu werden. Sie kam vor allem für jüngere Männer in Betracht, die zuvor – das nehme ich so an – Soldat waren und sich dann im Konzentrationslager sterilisieren ließen. Sie konnten sich durch die zwangsweise Sterilisation „freikaufen“. Das war eine sehr problematische Angelegenheit, vor allem auch deshalb, weil sie die Freiheit nur für sich, nicht aber für ihre ganze Familie erkaufen konnten. Die Familie im Übrigen nahm meines Wissens nicht an der „Wohltat“ teil und musste im KZ zurückbleiben. Mit seiner Freilassung ließ der Ehemann und Vater also seine Familie im Konzentrationslager im Stich.

Meinem Vater machte die SS auch ein solches Angebot. Das weiß ich noch ganz genau, weil ich immer bei ihm sein wollte und ihn auch zur Baracke begleitet habe, in die er befohlen wurde. Auf die entsprechende Frage hat mein Vater

ohne Umschweife laut und vernehmlich geantwortet: „Nein! Ich bleibe hier und sterbe lieber zusammen mit meiner Familie!“ Daraufhin klopfte ihm ein SS-Mann, der ihn ein wenig kannte, auf die Schulter und meinte, er sei der einzige, der bisher das Angebot ausgeschlagen habe. Zu einer solchen Antwort gehörte in der Tat viel Mut. Ich weiß von anderen, dass sie dem zugestimmt haben und dann frei gekommen sind.

Dabei waren wir selbst ganz konkret vom Tod bedroht. Eines Nachts kamen die SS-Leute zu uns in den Block und befahlen, uns aufzustellen. So stand unsere ganze Familie schon bereit, um ins Gas geschickt zu werden. Wir wurden aber verschont, als in letzter Minute ein SS-Mann den Befehl gab „Alles abblasen!“. Dadurch wurde unser aller Leben gerettet. Gleichwohl ist mein Bruder Jakob („Cuwo“) unter diesen katastrophalen Verhältnissen im KZ umgekommen. Er ist 1940 in Koblenz geboren und kam 1943 in Auschwitz-Birkenau ums Leben.

Immer wieder war das Leben auch aus dem nichtigsten Anlass bedroht. Ich erinnere mich, dass wir einmal vor den Häusern der SS-Leute große Grasstücke auslegen mussten. Von diesen Arbeiten wandte sich mein Bruder Nonno, der damals als Neunjähriger ebenfalls für das Kommando eingeteilt war, ein wenig ab. Da zog ein Wachposten seine Waffe und wollte meinen Bruder töten. Ich stürzte mich auf den SS-Mann, umklammerte seine Beine und flehte ihn an, meinen Bruder am Leben zu lassen. Meine Hartnäckigkeit hat den Posten wohl beeindruckt, denn er steckte seine Waffe weg und ließ meinen Bruder am Leben.

Wohl im Jahr 1944 hatten wir Überlebenden meiner Familie – ohne das damals zu wissen – das große Glück, von Auschwitz-Birkenau wegzukommen. Diese weitere Verschleppung war wohl der Erfolg des Widerstandes der Sinti. Wie ich nämlich erst später erfahren habe, hat die Leitung des KZ Mitte Mai 1944 versucht, uns ca. noch 6.000 lebenden Sinti und Roma des „Zigeunerlagers“ in die Gaskammern zu bringen. Dies scheiterte aber – ohne dass ich eine persönliche Erinnerung heute daran habe – am Widerstand der Sinti, die sich mit Spaten, Stangen und Steinen wehrten. Man brachte uns alle, meinen Vater, meine Mutter und uns sieben Kinder, nach Ravensbrück. Das war unser Glück. Denn die nicht in andere Konzentrationslager verschleppten Häftlinge – es waren fast 3.000 – wurden bei der „Liquidation des Zigeunerlagers“ in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 ermordet.

Im KZ Ravensbrück kam meine Mutter mit meinen jüngeren Geschwistern in das große Frauen-Konzentrationslager. Meinen Vater, meinen älteren Bruder Karl und mich, der ich damals knapp zwölf Jahre alt war, brachte man in das kleinere Männerlager des KZ Ravensbrück.

Auch dort ist es mir gelungen, die Aufmerksamkeit von SS-Leuten zu gewinnen. Bei einem SS-Mann habe ich die Wohnung aufgeräumt. Er hat mir dabei das eine oder andere zugesteckt. Zum Beispiel habe ich von ihm eine Reithose bekommen, die sehr viel besser aussah und passte als die Lumpen, die wir sonst als Kleidung tragen mussten.

Mein Vater war abgestellt, um die Kinder im Lager zu betreuen. Insgesamt befanden sich im KZ Ravensbrück 84 Kinder. Das weiß ich heute noch ganz genau. Auch weiß ich, dass in Ravensbrück Sinti-Kinder zwangsweise sterilisiert wurden. Auch ich sollte sterilisiert werden, deshalb war man hinter mir her. Ich war aber immer so quirlig und habe es geschafft, beizeiten wegzulaufen. Überhaupt habe ich mich dort manchem entziehen können. Beispielsweise haben sie mich wie andere Kinder auch kahl scheren wollen. Und dabei hatte ich damals so schöne Locken. Da habe ich so lange gequengelt, bis man von mir abgelaassen hat.

Mein Bruder Karl gehörte in Ravensbrück wieder zum Küchenkommando. Ihm ist es ab und zu gelungen, mir Fleisch zuzustecken. Das war kein gutes Fleisch und es musste auch sehr im Verborgenen geschehen. So kam es, dass das Fleisch voll Kohlenstaub war. Das machte uns aber nichts aus. Ich nahm es dann an und schüttelte es kräftig, bis der meiste Staub abgefallen war.

Was mir so zugesteckt wurde, habe ich natürlich nicht alles für mich behalten. Im Gegenteil, habe ich viel für meine Familie organisiert. Es war aber gar nicht so einfach, denen etwas zuzustecken. Denn wir waren getrennt, meine Mutter war ja mit meinen jüngeren Geschwistern im Frauenlager.

Manchmal konnten wir aber trotzdem in Kontakt kommen. Etwa dann, als die Frauen vor dem Lager Erdarbeiten mit schweren Waggons verrichten mussten. Denn zur gleichen Zeit mussten wir, d. h. mein Vater und ich, auf der anderen Seite eines kleinen Sees in dem Männerlager arbeiten. So waren meine Mutter mit dem Bruder Nonno und ich keine zehn Meter voneinander entfernt und jeder verrichtete seine Arbeit. Meine Mutter hatte mich natürlich längst erkannt und litt sehr darunter, mich nicht in ihre Arme schließen zu können. Als sie dann heftig weinte, wurde ihr von den SS-Leuten ganz ausdrücklich verboten, Kontakt mit uns aufzunehmen. An anderen Tagen klappte es aber doch. Dann war es mir möglich, für sie Organisiertes hinüberzuwerfen: Mal etwas Brot, auch Schuhe für Nonno oder die Reithose, die ich selbst von dem SS-Mann geschenkt bekommen hatte.

Damit dieser Kontakt zwischen dem Frauen- und dem Männerlager unterbunden wurde, hatte ein Kommando am See Schilf zu schneiden. Mit diesem wurde ein Sichtschutz zwischen beiden Lagern errichtet. Mein Vater und ich gehörten zu dem Kommando. Es war eine sehr harte Arbeit und die Bedingungen waren sehr schlecht. Bitterkalt war es und wir hatten keine richtigen Schuhe und keine richtige Kleidung. Gearbeitet wurde dort und auch sonst von morgens früh bis abends spät, zwölf Stunden und auch mehr. Man kann sich gar nicht vorstellen, was allein diese lange und harte Arbeit für eine Qual war. Schließlich war ich damals erst zwölf Jahre alt und musste als Kind wie ein Erwachsener arbeiten.

Im Jahre 1944 kam mein Vater aus dem KZ frei. Die Umstände dabei waren aber sehr bedrückend. Hintergrund dafür war, dass inzwischen für Hitlers Krieg an allen Ecken und Enden Soldaten fehlten. Deshalb mobilisierte man das

„letzte Aufgebot“. Selbst bis dahin für „wehrunfähig“ erklärte Männer kamen an die Front. So hatte die SS auch meinen Vater im KZ gefragt, ob er nicht wieder Soldat werden wollte – schließlich war er in den ersten Kriegsjahren Feldwebel. Diesmal versprach man ihm, seine Familie aus dem Konzentrationslager freizulassen. Unter diesen Umständen willigte mein Vater ein. Ich meine mich zu erinnern, dass er zur Strafeinheit des SS-Offiziers Dirlewanger eingezogen wurde, jedenfalls musste er in diesem letzten Kriegsjahr 1944 an die Front.

Wir, seine Familie, kamen aber keineswegs aus dem KZ frei. Das war eine der vielen Versprechungen und Lügen der Nazis, mit denen sie die Menschen für ihre Zwecke ausnutzten. Aber vielleicht wäre mein Vater auch ohne diese Lüge Soldat geworden. Immerhin war das KZ Ravensbrück kein Vernichtungslager wie das KZ Auschwitz-Birkenau. Für meine Mutter und die jüngeren Kinder im Frauen-KZ konnte er ohnehin nichts tun. Zudem wurde mein zweitältester Bruder Karl zusammen mit meinem Vater aus dem Konzentrationslager entlassen, um ebenfalls Soldat zu werden. Karl hatte ja zuletzt beim Reichsarbeitsdienst gearbeitet und war mit seinen 23 Jahren so jung, dass er für die Nazis als Soldat interessant war und selbst noch guter Hoffnung sein durfte, den Krieg an der Front zu überleben.

Weil ich immer da sein wollte, wo mein Vater war, habe ich mich bei ihm gehalten und mich zu den Soldaten durchmogeln wollen. Die SS-Leute haben aber nur gelacht und mich damals 12Jährigen zurückgewiesen: „Da kannst du nicht mit. Du bleibst mal ganz schön hier!“ So blieb ich mit meinem älteren Bruder Josef („Busseno“) im Männerlager des KZ Ravensbrück zurück. Das war aber nicht mehr ganz so schlimm, weil ich und auch mein Bruder Josef inzwischen soviel KZ-Erfahrung hatten, dass wir hoffen durften, diese Zeit auch noch zu überstehen.

In den letzten Kriegswochen ist unsere restliche Familie noch weiter zerstreut worden – das habe ich aber erst später erfahren. Vom Frauen-KZ Ravensbrück ist nämlich meine Mutter mit den jüngeren Geschwistern ins KZ Mauthausen in Österreich und dann weiter ins KZ Bergen-Belsen verschleppt worden. Und vom Männerlager des KZ Ravensbrück gingen mein Bruder Josef und ich „auf Transport“ ins Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin.

Kaum waren wir in Sachsenhausen, haben wir auch schon – und zwar zum ersten Mal – die Folgen des Krieges unmittelbar mitbekommen. Denn direkt neben unserer Baracke in Sachsenhausen schlug eine Brandbombe ein.

Überhaupt gab es jetzt einige Veränderungen. Wir als Sinti waren in Sachsenhausen nicht mehr so von anderen Häftlingen isoliert wie früher. Als wir dort in Quarantäne kamen, waren wir – glaube ich – mit Norwegern oder Schweden zusammen. Da ging es uns ganz gut. Denn die bekamen aus ihren Heimatländern oder vom Roten Kreuz Lebensmittelpakete und gaben uns manches ab.

Von Sachsenhausen aus sind wir auf den so genannten Todesmarsch getrieben worden. Wir, das war eine große Gruppe Kinder - 48 an der Zahl, wenn ich mich richtig erinnere -, die aus dem Lager marschierten. Natürlich waren mein Bruder Josef und ich zusammen. Wir hatten einen Handkarren dabei, den wir ziehen mussten. Auf ihm hatten SS-Leute Sachen von sich verstaubt. Auch haben sich Kinder darauf gesetzt und sich ziehen lassen. Der Todesmarsch war noch schlimmer als der Alltag im KZ, an den man sich inzwischen gewöhnt hatte. Denn wer krank war und der Marschgruppe nicht folgen konnte, wurde gnadenlos erschossen – und das wenige Tage vor der Befreiung. Das muss man sich mal vorstellen. Nicht anders erging es Häftlingen, die flüchten wollten. Als wir uns einmal auf einer Wiese von dem Marsch ausruhten, hat sich einer von der Gruppe entfernen wollen. Sogleich hat ein SS-Mann seine Pistole gezückt und den Fliehenden erschossen.

Die Situation war unvorstellbar. Es war eine Zeit ohne Moral und auch ohne Logik. So erinnere ich mich, dass ich nach diesem Vorfall noch auf der Wiese saß, als ein anderer SS-Mann sich ganz in meine Nähe setzte. Er holte aus seinem Brotbeutel eine Hartwurst heraus und begann, sie zu verzehren. Obwohl ich nicht bettelte - das tat ich und tue es auch bis heute aus Prinzip nicht -, merkte er natürlich, dass ich großen Hunger hatte. Ganz heimlich schob er mir ein großes Stück Wurst mit dem Bemerkung zu, ich solle davon kein Aufsehen machen, sonst bekomme er große Schwierigkeiten.

Unterdessen marschierten wir immer weiter, immer in der Angst aufzufallen, zurückzubleiben, nicht mehr zu können. Viele Kinder von uns waren durch die Strapazen im Lager und die schlechte Ernährung einfach fertig. Sie konnten nicht mehr, zumal der tagelange Todesmarsch ohne richtige Ruhepause an ihren Kräften gezehrt hatte und sie übermüdet waren. So ging es auch meinem Bruder Josef. Zum Glück hatte ich noch so viel Kraft, dass ich ihn unterhaken und dann ein Stück mitschleppen konnte. An Einzelheiten der Marschroute erinnere ich mich nicht mehr, ich weiß aber noch, dass wir durch ein Dorf kamen, das Grabow hieß.

Dort in Grabow haben wir einen Halt gemacht und uns im Wald gelagert. Wir hatten fürchterlichen Hunger. Da bin ich zu den SS-Leuten gegangen, die am Rande des Waldes standen und offenbar beratschlagten, wie es weiter gehen sollte. Ich bat sie, in den schon sichtbaren, nahe gelegenen Ort gehen und etwas zu essen und zu trinken besorgen zu dürfen. Als mir dies erlaubt wurde, ging ich mit meinem Bruder Josef und zwei weiteren Jungs geradewegs ins nahe gelegene Dorf. Im Hof eines Hauses sahen wir zu unserem Erstaunen in einer Hecke eine SS-Uniform. In ihr hatte sich ein SS-Mann, der sich von der Truppe abgesetzt hatte, versteckt. Er bat uns flehentlich, ihn nicht zu verraten. Das haben wir auch nicht getan. In diesem Dorf befanden wir uns – wie wir alsbald feststellten – gleichsam zwischen den Fronten. Die SS-Leute waren mit den Häftlingen auf dem Todesmarsch nicht weit weg, und inzwischen waren auch die ersten Trupps der Roten Armee ganz nahe an uns herangekommen.

Wir merkten, dass die SS-Wachmannschaften keine große Macht mehr hatten. Deshalb blieben wir im Dorf und versteckten uns auf dem Dachboden eines leer stehenden Hauses. An einem der nächsten Morgen kamen dann russische Soldaten. Sie hatten kein großes Interesse an uns und ließen uns in Ruhe bei unserem Versuch, in unser Leben das erste Stückchen Normalität zu bringen. In dem Haus richteten wir uns in einem Verschlag ein, in dem das Futter für die Schweine gekocht wurde. In dem Ofen buken wir uns die ersten Pfannkuchen in der wieder gewonnenen Freiheit. Es war ein wunderschönes Gefühl, wieder frei zu sein.

Dahinein mischte sich die Sorge um die übrige Familie und die Sehnsucht nach zu Hause. Meine Eltern und wir Kinder hatten nichts ausgemacht, wo und wie wir uns treffen könnten, wenn wir die Konzentrationslager und den Krieg überleben sollten. Deswegen war für mich und meinen mich begleitenden Bruder Josef klar, dass wir möglichst bald nach Koblenz zurückkehren sollten. Denn dort war unsere Heimat und dort hatten wir auch die Chance, unsere Angehörigen wieder zu treffen.

Schon nach wenigen Tagen machte sich unsere kleine Gruppe deshalb auf den Weg nach Westen. Immerhin hatten wir inzwischen Fahrräder, mit denen wir schneller und besser vorankamen. Nur mein Bruder Josef hatte keins und das war natürlich für alle Beteiligte lästig. Da kamen wir in der Nähe eines Ortes an einem großen Fahrradlager vorbei. Die Rote Armee hatte Hunderte, ja Tausende von Fahrrädern gesammelt und dort deponiert. Meinem Bruder Josef („Busseno“) sagte ich, er solle sich als Gehbehinderter ausgeben und so ein Fahrrad organisieren. Das klappte auch. Als sich Josef dann auf das Fahrrad schwang und schnurstracks los fuhr, haben die Russen aber gemerkt, dass es mit seiner Gehbehinderung nicht weit her war. Da waren wir aber schon los gefahren und sie grölten uns nur noch hinterher.

Bald kamen wir mit unseren Fahrrädern an die Elbe. Für viele Flüchtlinge und Heimatlose war sie ein großes Hindernis bei ihrem Weiterkommen nach Westen. Diese Probleme hatten wir nicht. Allerdings hätten wir die Situation fast auch nicht überlebt. Schon als wir das östliche Ufer erreichten, wurden wir von einem Trupp Soldaten – es waren wohl Russen – mit dem Gewehr im Anschlag aufgespürt. Wir sprachen nicht die gleiche Sprache wie sie, aber mit Gesten konnten wir uns schon verständlich machen. In solchen Situationen half es uns immer wieder, dass wir die uns am Arm eintätowierte Häftlingsnummer aus dem KZ Auschwitz zeigten. Mittlerweile hatte sich offenbar einiges über die Konzentrationslager bei den Soldaten der Alliierten herumgesprochen, so dass ihnen diese Häftlingsnummern schon etwas bedeuteten. Zudem sahen sie ja, dass wir alles Kinder und Jugendliche waren. Jedenfalls senkten sie ihre Gewehrläufe und ließen und gewähren.

Wir beschafften uns einen kleinen Kahn, der am Ufer angebunden war, und verstauten in diesen uns und die Fahrräder. Damit war er so voll beladen, dass wir die nächste Angst bekamen, mit dem Kahn unterzugehen. Sein Boden begann sich bereits mit Wasser zu füllen. Wir hatten aber gar keine Zeit, uns

darüber Sorgen zu machen. Denn auf einmal kreiste über unserem kleinen, lecken Kahn ein kleines Flugzeug. Es beobachtete uns ganz genau – und drehte dann, als man von uns genug gesehen hatte, ab. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Denn nach den Gewehrläufen am Ufer und dem Leck des Kahns war diese Flugüberwachung mit eventuellen weiteren Maßnahmen fast zu viel für uns.

Bald erreichten wir ohne weitere Schwierigkeiten das westliche Ufer der Elbe. Von dort aus gelangten wir in ein großes Sammellager mit vielen Baracken. Wo das genau war und wie das hieß, weiß ich heute nicht mehr. Da stand ja auch kein Schild „Das ist das-Lager“ dran. Und im Übrigen war das eine Zeit, in der alles drüber und drunter ging, und in der man vor allem auf sich und seine Brüder und Kameraden achten musste und weniger auf andere Dinge. Jedenfalls war es ein Lager der Amerikaner. Denen konnten wir schnell klar machen, woher wir kamen und wer wir waren. Es dauerte nicht lange, bis sie mir eine Gitarre in die Hand drückten. Welche Freude war es für mich, nach dieser schweren Zeit wieder Gitarre zu spielen und dazu zu singen. Was ich meinen Zuhörern bot, war sicherlich nicht „konzertreif“, aber es hat mir persönlich nach dieser Zeit der Verfolgung, der Konzentrationslager, der permanenten Angst und Sorge um die Familie, des Todesmarsches und des Rückmarsches nach Westen mit neuer Angst und Sorge unheimlich gut getan. Ich war jetzt nicht die Häftlingsnummer „Z 2252“, sondern wieder Daweli mit „seiner“ Gitarre.

In diesem Zusammenhang muss ich noch eins erzählen. Das ist wichtig, denn es hat fast mein Leben gekostet. In diesem Lager der Amerikaner ging es uns eigentlich ganz gut. Mit Essen wurden wir nach der langen Zeit des Hungerns im KZ gut versorgt. Unsere Mahlzeit holten wir uns in einer Schüssel und mussten dabei eine Wiese überqueren. Eines Tages schlug ein anderer, es könnte ein Russe in Zivil gewesen sein, aus Provokation unter meine Schüssel, so dass ich das Essen verschüttete. Am nächsten Tag revanchierte ich mich, indem ich unter seine Schüssel schlug. Schon damals provozierte ich nicht, aber ich ließ mir so etwas auch nicht gefallen. Das ist heute genauso. Als Reaktion darauf zog der Betreffende, es war geradezu ein Bulle von einem 30 – 40jährigen Mann, einen Schraubenzieher und stach ihn mir in die Brust. Ich war völlig überrascht. Zum Glück kümmerten sich gleich einige Amerikaner um mich. Sie boten mir Schokolade an und lenkten mich ab – und zogen mir schnell den Schraubenzieher aus der Brust. Die Einstichstelle befand sich nur ein kleines Stück oberhalb des Herzens, ein Stück tiefer wäre es im Alter von 13 Jahren mein Ende gewesen. Es war übrigens ein großer Schraubenzieher mit rotem Griff. Ich habe ihn noch viele Jahre danach aufgehoben. Die Narbe von dem Einstich sieht man natürlich noch heute.

Auch diese Verletzung konnte mich nicht von unserem Weg nach Hause abbringen. Es gab noch manche Turbulenzen bei den Amerikanern. Dann kamen wir in das von den Briten besetzte Gebiet. Sie luden uns auf Lastwagen und fuhren uns nach Hause. So kamen wir bis nach Koblenz-Ehrenbreitstein. Zum Empfang in Koblenz wurden wir auf der Festung erst einmal durch die „Entlausung“ geschickt. Das war damals so üblich.

Von Ehrenbreitstein aus ging ich mit meinem Bruder Josef sogleich zur Feste Franz nach Lützel, dorthin, wo wir mit unserer Familie vor der Deportation am 10. März 1943 gewohnt hatten. Seitdem waren etwa 2 ¼ Jahre vergangen. Vergeblich haben wir nach unserer Familie Ausschau gehalten. Erschöpft und traurig setzten wir uns dort auf einen Stein. Mein Bruder Josef fing an zu weinen und auch ich vergoss Tränen. Uns war klar, dass unsere Mutter und die jüngeren Geschwister die Konzentrationslager nicht überlebt hatten, denn sonst wären sie nach der inzwischen seit der Befreiung vergangenen Zeit mit Sicherheit nach Lützel zurückgekehrt. Ich tröstete gerade meinen Bruder und auch mich damit, dass wir jetzt fort von hier gingen in eine andere Stadt, um dort gemeinsam ein neues Leben anzufangen. Da plötzlich stürzt ein junges Mädchen aus einem kleinen grünen Häuschen dort heraus und ruft lauthals: „Mama, Mama, da sind Daweli und Busseno!“. Sofort kommt meine Mutter aus dem Häuschen herausgeschossen, die Kinder hinterher. Die Freude ist riesengroß. Meine Mutter und meine Geschwister haben sich geradezu kaputt geweint.

Nach der ersten Freude tauschten wir in aller Aufregung kurz unsere Erlebnisse aus. Dabei erfuhr ich, dass meine Mutter mit den übrigen Geschwistern aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in das KZ Mauthausen in Niederösterreich und von da aus in das KZ Bergen-Belsen bei Hannover verschleppt wurden. Dort wurden sie von den Engländern unter unbeschreiblichen Umständen befreit. Bergen-Belsen bot den Häftlingen und den Briten ein Bild des Grauens. Das Lagergelände war übersät mit Leichen, in den jämmerlichen Baracken waren viele tausend bis auf das Skelett abgemagerte, todkranke Menschen zusammengepfercht, die auch noch nach der Befreiung - durch Hunger und Krankheiten völlig erschöpft - in Massen dahin starben. Die Engländer haben davon Filmaufnahmen gemacht, die damals in der ganzen Welt gezeigt wurden. Bei all diesem Grauen hatten wir unvorstellbares Glück, meine Mutter und die jüngeren Geschwister überhaupt lebend umarmen zu können.

Die Sorge um meinen Vater und um die beiden ältesten Brüder Bernhard und Karl blieb uns aber. Von ihnen hatte meine Mutter ebenso wenig etwas gehört wie wir. Wir nahmen an, dass sie in Kriegsgefangenschaft geraten waren und nach ihrer Freilassung nach Koblenz zurückkehren würden.

Eines Tages sind mein Vater und mein Bruder Karl tatsächlich auch zu uns in die Feste Franz gekommen. Sie hatten noch ihre Militärmäntel an. Karl musste meinen Vater stützen, denn er hatte einen Bauchschuss erhalten, der noch nicht ganz verheilt war.

IV. Artist

Dann waren wir wieder zusammen im Kernwerk der Feste Franz in Lützel. Wir wohnten aber nicht unmittelbar in dem Kernwerk, sondern in unserem eigenen Bus, den wir zum Wohnen eingerichtet und im Hof vor dem Kernwerk auf der

Feste Franz abgestellt hatten. Inzwischen hatten sich weitere Sinti dort angesiedelt, die, die vor ihrer Deportation dort gelebt haben, und auch andere.

Natürlich war diese frühe Nachkriegszeit für uns sehr schwer. Denn wir hatten – wenn auch nicht unser Leben – so doch das, was wir besaßen, verloren. So mussten wir zu den Bauern in der Umgebung gehen und von ihnen das Nötigste erbetteln oder eintauschen. Das machten damals notgedrungen sehr viele. Man „organisierte“ und man „hamsterte“ dies und jenes, um überleben zu können.

Gearbeitet haben wir zunächst im Zirkus meines Onkels Karl Laroche. Er war ja selbst kein Sinto und ist deshalb ebenso wie seine Familie, meine Tante Bessi und die Kinder, nicht deportiert worden. Nach dem Krieg machte Karl Laroche mit seinem Zirkus weiter. Mein Bruder Karl arbeitete wieder bei ihm. Auch mein Vater war jetzt als Artist in dem Zirkus beschäftigt. Wir Jungs, mein jüngerer Bruder Anton („Nonno“) und auch ich, „lernten Artist“. Aller Anfang war schwer. Mir ist es dabei passiert, dass ich zweimal vom Trapez gefallen bin. Ich habe mich aber durchgebissen und bald waren wir so gut, dass wir auftreten konnten. Dann gab es aber gewisse Missstimmigkeiten mit Karl Laroche. Diese waren für meinen Vater schon sehr bald der Anlass, einen eigenen Zirkus zu gründen. Wir waren der Zirkus „K. R“. „Wir“ - das ist wörtlich gemeint. Wir alle, die ganze Familie, mussten anpacken, damit der Zirkus lief. Er warb mit dem Slogan „Frohsinn – Stimmung in Reinhardts Reise-Varieté“ und ernährte uns recht und schlecht. Es war ja ohnehin eine schwere Zeit. Ich erinnere mich noch an die Tauschgeschäfte. Von den Bauern der Umgebung erhielten wir Kartoffeln, Speck, Eier u.a. und sie dafür Freikarten zum Besuch unseres Zirkus.

Von da ab waren wir im Sommer mit unserem Zirkus viel unterwegs. Mein Vater war sehr streng und hat von uns verlangt, dass wir weiter zur Schule gingen. Das war natürlich unter diesen Umständen nicht gut möglich, was ich heute noch sehr bedauere. Unterwegs schauten wir, ob wir dort in die Dorfschule gehen konnten. Wenn das klappte, trug der jeweilige Lehrer unseren Schulbesuch in ein dickes Heft ein, das wir zu diesem Zweck bei uns führen mussten. Für das Lernen war der Winter besser, denn dann waren wir nach der Tournee in das Quartier in der Feste Franz zurückgekehrt. In Koblenz war es uns dann möglich, normal in eine Schule zu gehen. Es versteht sich von selbst, dass wir bei diesem nur zeitweiligen und an verschiedenen Orten erhaltenen Schulunterricht nicht die Lücken schließen konnten, die durch die Verschleppung in die verschiedenen Konzentrationslager entstanden waren. Dabei möchte ich auch ganz offen sagen, dass es mir nach alledem, was ich schon als kleiner Junge erlebt habe, schwer fiel, mich auf den Schulunterricht zu konzentrieren.

In dieser Zeit hörten wir auch wieder von meinem ältesten Bruder Bernhard (Lullo). Er war vor uns ins Konzentrationslager verschleppt worden. Wie wir erfuhren, war er im KZ Dachau. Er lebte in Bayern und hatte dort die bereits erwähnte Maria aus Metternich, eine Nicht-Sintiza, geheiratet. Ich habe mich lange Zeit gefragt, wie es kam, dass Bernhard schon vor uns und dann nicht wie wir ins KZ Auschwitz-Birkenau sondern ins KZ Dachau deportiert wurde. Heute

meine ich den Grund zu kennen. Schon vor seiner Verschleppung war er mit dieser Frau verbunden. Im April 1943 gebar sie einen Sohn. Damit konnte schon Ende des Jahres 1942 auch Nazi-Leuten bekannt geworden sein, dass sie und mein Bruder Geschlechtsverkehr hatten. Seit den Nürnberger Rassengesetzen von 1935 war die Ehe und auch der Geschlechtsverkehr zwischen Sinti und Nicht-Sinti verboten. Deshalb kann es gut sein, dass mein Bruder Bernhard deswegen und unabhängig von uns ins KZ musste. Das ist aber nur eine Vermutung von mir. Ich bin da nicht ganz sicher, möchte sie aber gleichwohl hier erzählen.

Die Freude, nach diesen schweren Jahren von Lullo wieder etwas zu hören, war bei uns sehr groß. Deshalb haben wir ihn in Bayern mit unserem ganzen Zirkus besucht. Mit von der Partie war auch mein Schwager Johann Gege, übrigens ein sehr guter Clown. Mein Bruder Lullo hatte eine sehr gute Stimme. Er konnte Rollen in einer Operette singen. Als wir ihn besuchten, hatte er sich einer siebenköpfigen Kapelle angeschlossen. Einige Zeit später ist er wieder nach Koblenz gezogen und hat hier viele Jahre gelebt. Darauf komme ich aber noch zurück.

Durch den Zirkus habe ich auch meine Frau Waltraud kennen gelernt. Wenn ich mich richtig erinnere - es ist schon lange her, schließlich sind wir seit mehr als 50 Jahren ein Paar – war das beim „Ständeln“. Damals sind wir Zirkusleute vor allem an den Wochenenden in die Gaststätten gegangen. Wir haben den Wirt gefragt, ob wir den Gästen unsere Kunststücke zeigen dürften. Das haben die Wirte fast immer erlaubt. Die Gäste haben uns Platz gemacht, haben die Stühle und Tische weggerückt oder auch schon mal Tische frei gemacht. Wir haben ihnen dann unsere kleine Vorstellung gegeben. Über unsere akrobatischen Kunststücke haben sie sich immer gefreut, denn es war mal etwas anderes. Nach der Vorstellung sind wir mit dem Hut oder mit dem Aschenbecher herumgegangen. Unsere Leute haben das so gemacht und meine Frau mit ihren auch so. Sie war damals nämlich auch beim Zirkus, allerdings bei einem anderen als unserem. Wie sie zu diesem gekommen ist, ist auch so eine Geschichte, die man sich heute kaum vorstellen kann.

Meine Frau Waltraud ist ohne Familie in einem Heim aufgewachsen. Sie weiß eigentlich gar nichts Näheres und diese Unwissenheit und Unsicherheit ist das Quälende. Das klingt eigenartig, es ist aber so. Um die Situation in etwa zu verstehen, muss man wissen, dass sie im Jahre 1936 geboren wurde. Sie stammt übrigens nicht aus Koblenz, sondern aus Mannheim. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges war sie drei Jahre alt, bei der Verschleppung der Sinti in das so genannte Generalgouvernement, d. h. in das von Hitler-Deutschland besetzte Polen, war sie gerade fünf. Als die Sinti im März 1943 nach Auschwitz-Birkenau in das „Zigeunerlager“ deportiert wurden, war sie sechs.

Irgendwann in diesem Zeitraum von 1936 bis 1943 wurde meine Frau von ihrer Mutter Mathilde getrennt. Wer das tat und warum das geschah, weiß meine Frau bis heute nicht. Vielleicht geschah es zwangsweise durch die Nazis. Vielleicht war es auch ihre Mutter, die sie weggab, um sie zu retten. Denn der jüngere

Bruder Siegfried meiner Frau, der wohl noch zu klein war, um ihn in andere Hände zu geben, blieb bei seiner Mutter. Jedenfalls kann sich meine Frau noch erinnern, dass sie in zwei Kinderheime kam. Zunächst war sie in einem Kinderheim in Ladenburg. Von dort aus kam sie bald in ein Heim in Neckargmünd, das von – wohl katholischen – Nonnen geführt wurde. Dort litt sie unter Ungewissheit und Einsamkeit. In der ganzen Zeit bekam sie nur zweimal Besuch von einer Frau. Trautchen kannte diese Person nicht, später erfuhr sie, dass es ihre leibliche Mutter war. Um alles, was ihre Familie anbetraf, wurde ein Geheimnis gemacht. Wenn sie zum Beispiel fragte, wann denn einmal ihre Mutter käme, erhielt sie vertröstende, unverbindliche Antworten. Stattdessen verlangten die Schwestern des Kinderheims von ihr, an ihr fremde Leute zu schreiben. Was das sollte, hat sie nicht verstanden, bis heute weiß sie auch nicht, ob ihre Briefe überhaupt irgendwo angekommen sind. Ganz seltsam war für sie auch, dass die Schwestern ihr geradezu einhämmerten, dass sie „Waltraud“ heiße. Als wenn sie ganz anders geheißen habe, und man sie zu ihrem Schutz unter dem ur-deutschen Namen Waltraud geführt habe, damit sie als Sintiza nicht auffiele. Das ging dann soweit, dass die Schwestern an ihrem Bettchen Kleiderbügel mit dem Namen „Waltraud“ anbrachten usw.

Alles war für sie als Kind in einer solchen Wahnsinnsituation vollkommen undurchschaubar. Später hat meine Frau viel unternommen, um das Schicksal ihrer Familie, ihrer Mutter, ihres Bruders Siegfried und einer Schwester von ihr zu erfahren. Dazu waren Kinder von uns in Neckargmünd, sie haben auch beim Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes in Arolsen nachgefragt. Herausbekommen haben wir relativ wenig. Der Zugang zu dem Kinderheim Neckargmünd blieb verschlossen. Mit Hilfe von „Arolsen“ erfuhren wir aber wenigstens so viel, dass ihre Mutter ins KZ Auschwitz-Birkenau deportiert wurde, von dort aus ins KZ Ravensbrück kam und dann umgekommen ist. Auch die Auskünfte zu ihrem Bruder Siegfried waren unergiebig. Wir konnten zwar eine Person dieses Namens ausfindig machen, aber es war nicht ihr Bruder. Die Suche nach ihrer Schwester war allerdings erfolgreich, jedoch sehr unerfreulich. Sie wollte von ihrer Familie und damit von ihrer Herkunft als Sintiza nichts mehr wissen. Meine Frau ist darüber noch heute sehr unglücklich.

Meine Frau blieb bis Kriegsende in diesem Heim in Neckargmünd. Die Verhältnisse wurden für sie dann immer bedrückender. Denn nach und nach verließen Kinder das Haus und kamen bei Familien unter. Wer wollte, konnte vom Heim ein Kind bekommen. Das war schon eine schlimme Sache. Denn es wurde gar nicht gefragt und untersucht, ob das Kind überhaupt in gute Hände kam. Das Wohl des Kindes spielte keine Rolle. Es ging dem Heim im Wesentlichen darum, die Kinder loszuwerden. Gleichwohl war diese Situation für die Zurückgebliebenen bedrückend. Sie mussten sich eingestehen, dass nicht nur ihre Angehörigen nicht kamen und sie abholten, sondern auch andere Menschen an ihnen kein Interesse hatten. So wurde die Frage, wann die Mutter sie holen komme, immer drängender und die Antworten wurden immer ausweichender. Eines Tages kamen Leute in das Heim. Die Schwestern gaben ihnen Kinder mit. Da wollte meine Frau nicht zurückbleiben und ging mit ihnen mit.

Das waren Zirkusleute, keine Sinti, und den Zirkus gibt es heute noch. Deshalb und wegen der Verhältnisse, die ich sogleich schildern werde, möchte ich hier den Namen nicht nennen. Bei diesem Zirkus musste Trautchen nämlich ganz schön ran. Dort gab es zwanzig Pferde, die mit Heu und Stroh versorgt und geputzt und gestriegelt werden mussten. Das waren alles Aufgaben für meine Frau. Außerdem wurden ihr noch akrobatische Kunststücke beigebracht. Das war viel und das war hart für ein junges Mädchen von neun, zehn Jahren, das bisher in Turnen und Akrobatik ungeübt war. Im Übrigen war der Zirkus viel unterwegs und schlecht und recht musste sie während dieser Wanderschaft zur Schule gehen. Dass diese Schulausbildung nicht viel war und auch nicht viel sein konnte, möchte ich nur am Rande erwähnen.

Und dann lernte ich wie gesagt Trautchen beim „Ständeln“ in Koblenz kennen. So zufällig die Begegnung auch war, so nahe liegend war sie doch. Denn dieser Zirkus pflegte sein Winterquartier ebenfalls in Koblenz aufzuschlagen. Und während dieser Zeit ging sie dann in Gasthäusern „ständeln“. So sah ich sie dann auch bei einem solchen Auftritt, den sie immer zusammen mit einem zweiten Mädchen hatte. Das war schon ein schöner Anblick, denn die Mädchen hatten kurze Kostüme an und bewegten sich gewandt, auch ihre akrobatischen Kunststücke waren schön anzusehen. Bei ihrer Vorstellung hatte meine Frau natürlich ebenfalls ein Auge auf mich geworfen.

So freundeten wir uns an. Das Weitere ergab sich für die damaligen Verhältnisse relativ schnell. Dabei muss man sehen, dass Trautchen als - sagen wir 14- oder 15jähriges - junges Mädchen ganz alleine stand. Sie hatte keine Eltern, sie hatte keine Familie. Sie war lediglich bei ihr fremden Zirkusleuten, die sie sehr ausnutzten. Da war sie natürlich heilfroh, einen ihr zugetanen lieben Menschen zu finden, der sie verstand, sie beschützte und ihr zusammen mit seiner Familie Geborgenheit geben konnte.

Bis wir dann aber zusammen waren, mussten wir noch große Hindernisse überwinden. Das größte waren die Zirkusleute, bei denen meine Frau war. Die sperrten sie nämlich ein und wollten sie auf gar keinen Fall gehen lassen. Ich erinnere mich noch gut, wie ich eines Tages Trautchen in ihrem Wohnwagen besuchen und zum Ausgehen abholen wollte. Da ließen die Zirkusleute sie einfach nicht mitgehen, hielten sie in dem Wohnwagen fest. Das geschah kaum aus Fürsorge für das ihnen anvertraute Kind, sondern vielmehr aus rein wirtschaftlichen Gründen. Denn Trautchen ließ sich von den Zirkusleuten ganz schön ausnutzen. Ihre Arbeitskraft hätte ihnen gefehlt.

Trotzdem blieb sie nicht mehr lange bei ihnen. Schon bald stand sie mit einem Koffer bei uns vor dem Wohnwagen und wollte bei uns bleiben. Kaum war sie bei uns, folgte ein Nachspiel. Die Zirkusleute hatten nämlich die Polizei mobilisiert. Ehe wir uns versahen, standen 40 bis 50 Polizisten bei uns auf dem Platz und suchten nach Trautchen. Wir hatten sie aber gut versteckt, so gut, dass die vielen Polizisten sie nicht finden konnten. Alle sind unverrichteter Dinge

wieder abgezogen. Auch die Zirkusleute haben sich damit abgefunden, dass sie sich selbständig gemacht hatte.

Trautchen ist dann bei uns und bei mir geblieben – bis heute. Seit mehr als 50 Jahren sind wir ein Paar. Endlich kam sie, die ganz allein im Kinderheim und bei fremden Leuten, die sie ausnutzten, groß geworden ist, in eine Familie – und wir waren sogar eine große Familie. Das hat ihr Halt und Sicherheit gegeben, schließlich war sie damals fast noch ein Kind. Auch beruflich passte das gut zusammen. Als Artistin konnte sie bei uns arbeiten und sich in der ihr inzwischen vertrauten Umgebung eines Zirkus auch sonst nützlich machen. Als wir später heirateten, hatte sie nicht einmal mit dem Namen Probleme. Denn sie hieß schon Reinhardt und dabei blieb es. Der Name Reinhardt kommt bei Sinti eben oft vor. Das ist manchmal praktisch.

1952 ist dann unser erstes Kind geboren, unsere Tochter Galitschei. Auch das zweite Kind ist ein Mädchen, die 1954 geborene Angelika.

V. „Schroddeler“

Während wir so versuchten, mit dem Zirkus eine Existenzgrundlage zu schaffen, erhielt mein Vater ein Angebot, bei der Polizei eingestellt zu werden. Das lag ja nicht fern, war mein Vater doch beim Militär Wachsoldat gewesen und war er nicht nur klug und gewandt sondern als ehemaliger KZ-Häftling „unbelastet“, was im Nachkriegsdeutschland gar nicht so häufig vorkam. Aber mein Vater hat nicht gewollt. Die Gründe dafür kenne ich nicht. Vielleicht hatte er nach den vielen Jahren als Soldat und im Konzentrationslager einfach die Nase voll von Reglementierungen und wollte frei sein. Im Übrigen hatte er seinen Zirkus aufgebaut und wir alle waren dort beschäftigt.

Der Zirkus war schon bald nicht mehr unsere einzige Einnahmequelle. Meine Mutter ging mit Knöpfen, Spitzen, Gummibändern, also mit Kurzwaren hausieren. Auch hier waren bestimmte Regeln einzuhalten. So musste meine Mutter für das Finanzamt Koblenz ein „Umsatzsteuerheft“ führen. Ich besitze noch eins. Darin hat sie ganz genau mit Datum die Einkäufe aufgeführt und dabei angegeben, von wem sie welche Ware erhalten hat. Außerdem musste sie über den Verkauf Buch führen und mit Datum ihre jeweiligen Tageseinnahmen aufführen. Vierteljährlich kontrollierte das Finanzamt Koblenz die Aufstellungen und setzte die Umsatzsteuer fest.

Mein Vater hatte neben dem Zirkus auch noch ein Gewerbe. Mit seinem Wandergewerbeschein war er „befugt“, wie es in dem Dokument, das ich auch noch besitze, heißt, „Alt- und Abfallstoffe außer unedlen Metallen aufzukaufen“. Die Polizeidirektion Koblenz hatte darin alles ganz genau vorgeschrieben. So war in dem Wandergewerbeschein als „Beförderungsmittel“ ein Traktor mit Anhänger bezeichnet. Außerdem waren „zur Mitführung“ noch weitere Personen zugelassen. Das waren meine Brüder Karl und Anton und auch ich.

Mit diesen Tätigkeiten suchten wir uns eine Nische im Erwerbsleben. Es ist ja eine typische Situation für Randgruppen und Minderheiten, dass sie sich im Erwerbsleben Bereiche aussuchen müssen, die von der Mehrheitsgesellschaft aus welchen Gründen auch immer nicht besetzt werden. Allenfalls dort, in solchen für andere uninteressanten Nischen, kann man als Außenseiter seine berufliche Tätigkeit und sein Auskommen finden.

Wenn ich gerade an mich und meine Familie denke, so haben wir uns in unserem Leben immer wieder an geänderte Situationen angepasst und versucht, zu recht zu kommen. Nachdenklich, und auch ein bisschen traurig macht mich das eigentlich nur, wenn einem dann vorgeworfen wird, man hätte sich ganz bewusst in diesen oder jenen Beruf hineingedrängt und könne und wolle gar nichts anderes. Es sei ja „typisch“ und es entspreche gar dem „Wesen“ dieser oder jener Minderheitengruppe.

Wir jedenfalls verlegten uns auf den Altwarenhandel. Das geschah aus einer Verlegenheit heraus und bedeutete schlicht und ergreifend, dass wir mit einem Traktor und einem Anhänger durch die Straßen von Koblenz und durch die umliegenden Orte zogen und mit einer Schelle und mit Rufen die Anwohner animierten, uns ihre alten und kaputten Sachen zu bringen. Darüber mag man heute lächeln. Aber die Geschäftsidee, die wir dabei von anderen übernommen hatten, war keineswegs schlecht. Es ging darum, wertvolle Rohstoffe nicht umkommen zu lassen, sondern wieder zu verwenden. Heute ist das eine tolle Umweltschutzidee, das nennt sich – die Idee ist so weltweit, dass es dafür gar kein spezielles deutsches Wort gibt – Recycling. Wir waren also in gewisser Weise sehr früh Umweltschützer. Das wussten wir natürlich nicht, als wir in den 1950er Jahren Alt- und Abfallstoffe einsammelten und dann ablieferten.

VI. Bei den „Altstadt-Kings“

Schon zu der Zeit, als wir noch den Zirkus hatten und erst recht als „Schroddeler“ habe ich meine Freizeit gern in der Koblenzer Altstadt und in den Gaststätten dort verbracht. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ich ja schon früh meine Frau kennen gelernt. In diesen Wirtschaften war das nicht immer so schön. Manchmal ging es schon ziemlich rau zu. Nicht selten fingen andere Gäste mit mir Streit an, dann habe ich mich gewehrt. Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich ein sehr friedfertiger Mensch bin. Wir Sinti insgesamt sind nicht aggressiv – oder hat man schon einmal gehört, dass die Sinti einen Krieg angefangen oder eine bewaffnete Auseinandersetzung, einen Terrorakt oder ähnliches unternommen hätten. Ich denke nein, und so wird es meiner Meinung auch bleiben. Aggressivität liegt uns im allgemeinen und speziell mir überhaupt nicht.

Im Übrigen bin ich anderen zu Hilfe geeilt, wenn sie angegriffen wurden. Man konnte sich auf mich verlassen. Ich habe selbst nie einen Streit angefangen, bin aber Streit nicht aus dem Weg gegangen und habe mich für andere eingesetzt.

Dabei habe ich mich der Polizei auch als Zeuge zur Verfügung gestellt, wenn es darum ging, einen Streit zu schlichten oder Schläger zur Verantwortung zu ziehen. Auf der Polizeiwache, die sich damals noch auf dem Münzplatz in der Altstadt befand, war ich gut bekannt. Ich denke da etwa an den Kripobeamen Willy Berg. Wir sind im Laufe der Zeit gute Kumpel geworden. Mit anderen Polizisten war das nicht anders. Damals gab es immer ein großes „Hallo“, wenn ich durch die Altstadt ging. Die alten Polizisten von damals können das alles heute noch bestätigen.

Es würde zu weit führen, diese Geschichten im einzelnen zu erzählen, meine Erlebnisse mit den damaligen Altstadtgrößen, die sich gern „Altstadt-King“ nannten und auch nennen ließen. Statt vieler will ich eine einzige Begebenheit mit einer solchen Altstadtgröße schildern, wobei ich aus nahe liegenden Gründen darauf verzichte, ihren Namen zu nennen.

Einmal wieder saßen wir, d.h. ein paar gute Bekannte von mir und ich, in der Brückenschänke an der Alten Moselbrücke und knobelten. Dabei war auch dieser „Altstadt-King“. Zunächst verloren meine Freunde und ich die Spiele und mussten wie vereinbart Runden „schmeißen“. Dann verlor auch einmal er, der zunächst sehr siegessicher war. Als ich ihm sagte: „Hör mal, du musst jetzt auch deine Runde bezahlen genau wie wir, denn jetzt hast du verloren“, erhob er sich. Es war ein großer, sehr kräftiger Kerl. Ehe ich mich versah, schlug er mir mit seiner Faust ins Gesicht. Er traf mich voll, so dass ich nach hinten fiel. Ich habe das aber schnell weggesteckt und bin sofort wieder auf die Beine gekommen.

Daraufhin sagte der Wirt der Brückenschänke zu mir: „Daweli, du hast jetzt freie Bahn.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Gut eine halbe Stunde habe ich mit dem „Altstadt-King“ gekämpft - und es ging auf beiden Seiten ganz schön hart zu. Ich wusste mich mit meinen Fäusten zu verteidigen. Der andere ging immer wie wild auf mich los und wollte mich umrennen. Geschickt wie ich war, konnte ich ihm aber stets im letzten Augenblick aus dem Weg gehen. Er schrie immer „du dreckiger Zigeuner“ und wurde immer wilder. Als er wieder einmal mit gesenktem Kopf auf mich zurannte und ich blitzschnell auf die Seite ging, rannte er voll gegen die Theke. Er hatte sich ganz schön zugerichtet, der ganze Kopf war voller Blut. Die herbeigerufene Polizei musste einiges regeln. Mir verband man die Handknöchel, sie waren sehr aufgestoßen. Aber immerhin hatte ich mich von diesem „Altstadt-King“ - und auch von anderen „Altstadtgrößen“ - nicht unterkriegen lassen. Sie alle habe ich in ihre Schranken gewiesen.

VII. Fußballer

Beschimpfungen wie „du dreckiger Zigeuner“ und andere Ausdrücke wie die des „Altstadt-Kings“ kamen immer wieder vor. Sehr häufig waren sie beim Fußball. In jenen Nachkriegsjahren habe ich gern und auch mit großem Erfolg Fußball gespielt. Ich war immer im Sturm, meistens auf halbrechts, manchmal

auch Mittelstürmer. Mein Schwager Adam Sandelow war auch dabei. Mit unserer Mannschaft, dem FC Horchheim, waren wir sogar in einer höheren Spielklasse, so genau weiß ich das aber nicht mehr. Oft ist es da vorgekommen, dass ein gegnerischer Spieler im Zweikampf mit mir das Nachsehen hatte und mich dann – natürlich leise - als „dreckiger Zigeuner“ beschimpfte. Was sollte ich dagegen machen? Ich konnte ja schlecht zum Schiedsrichter laufen und mich bei ihm darüber beschweren. Hätte er mir denn geglaubt? Und außerdem wollten wir Fußball spielen und uns nicht zanken. Überhaupt habe ich diese Beschimpfungen nicht als ganz so schlimm angesehen. Natürlich trafen sie mich, sie sollten mich ja auch treffen. Aber es war immer aus der Situation, aus der Wut und ähnlichem heraus gesagt. Es kam durchaus vor, dass wir uns danach als Person respektierten. Ich habe das sowie so von meiner Art her eher weggesteckt.

Trotzdem waren solche Beschimpfungen für mich schlimm, weil wir alle nur wenige Jahre zuvor, gerade weil wir „Zigeuner“ waren, so viel erlitten haben. Die Koblenzer wussten doch, was die Nazis und ihre vielen Helfer uns als „Zigeunern“ erst kürzlich angetan hatten. Warum mussten sie, so fragte ich mich und frage mich heute noch, wieder in dieselbe Kerbe hauen? Warum waren sie so gefühllos? Wenn sie sich schon mit uns streiten wollten – wobei wir Sinti auch nicht immer im Recht sind, das weiß ich sehr wohl -, warum suchten sie sich nicht ein anderes Thema, wenn sie uns schon beschimpfen mussten?

Die Beschimpfungen waren das eine, die Vorurteile, mit denen man uns bisweilen begegnete, waren das andere. Sie führten beispielsweise dazu, dass der FC Horchheim alsbald ohne mich und meinen Schwager Adam Sandelow weiterspielen musste. Eines schönen Tages – das muss so Mitte der 1950er Jahre gewesen sein – fehlte einem unserer Spieler Geld oder eine Uhr oder sonst eine Wertsache. Und da plötzlich war es wieder: Man verdächtigte uns, meinen Schwager Adam und mich, denn wir waren die einzigen „Zigeuner“ – und „Zigeuner“ (da steckt ja das Wort „Gaurer“ drin) stehlen wie man weiß. Die Mannschaft und die Betreuer waren sich schnell einig: Das können nur die gewesen sein! Damit war das Tischtuch zwischen uns zerschnitten. Das konnte und wollte ich mir nicht bieten lassen. Ich war in meiner Ehre tief gekränkt und mein Schwager Adam ebenso. Die Basis für eine Teamarbeit wie sie in einer Fußballmannschaft nötig war fehlte auf einmal. Ich ließ mich nicht mehr aufstellen und man wollte mich auch nicht mehr in der Mannschaft haben. So etwas bedingt sich in einer solchen Situation gegenseitig. Schon bald bekam der „Fall“ aber eine ganz andere Wende. Denn inzwischen hatte der Verein den Täter ermittelt, es war – sagen wir mal es so - ein Spieler aus der Hintermannschaft. Schnell war der Trainer wieder bei Adam und mir und machte uns das Angebot, doch weiter im Verein zu spielen. Das kam für uns nach dem gezeigten gänzlich unbegründeten Misstrauen nicht mehr in Frage. Den FC Horchheim traf unsere Entscheidung hart, denn Adam und ich waren Stützen der Mannschaft. Deshalb hatten die Horchheimer uns sogar ein wenig gesponsert, damit wir für den Verein spielten. Da gab es für uns schon mal ein Paar Fußballschuhe o.ä. Zuletzt hätte ich sogar Einrichtungsgegenstände für die

Wohnung bekommen sollen. Aber ich wollte nicht mehr für sie spielen. Unser konsequentes „Nein!“ war nicht nur für den FC Horchheim hart. Auch ich – sicherlich auch mein Schwager Adam - habe schwer daran getragen, denn ich habe gern und gut Fußball gespielt und für solche Geschenke war ich auch empfänglich.

Vom Fußball, der schönsten Nebensache der Welt, konnte und wollte ich aber nicht lassen und spielte alsbald in der Fußballmannschaft der „Goldgrube“. Der Ehrgeiz dieser Mannschaft, in einer höheren Liga zu spielen, war nicht so groß wie beim FC Horchheim. Im nachhinein meine ich: zum Glück. Wer weiß, ob dies nicht auch sein Gutes hatte. Als junger Bursche war ich bei meinen Aktivitäten doch recht unbekümmert. Dabei war das Fußballspielen eher noch das Ungefährlichere. Bevor ich Fußballer wurde, war ich nämlich Boxer. Ich habe richtig im Verein gekämpft. Das war bei Rot-Weiß Koblenz. Trainer war damals Sauerborns Willi. Er kam aus Köln und hat dann hier in Koblenz-Neuendorf gelebt. Sauerborn hat uns viel beigebracht, aber gefährlich war das Boxen gleichwohl. Das und erst recht die handgreiflichen Auseinandersetzungen mit den „Altstadt-Kings“ und den anderen selbst ernannten Altstadtgrößen führten zu Verletzungen gerade an den Händen und hätten schwer wiegende Folgen haben können. Da frage ich mich schon, was ich damals gedacht habe. Denn von Kind an habe ich Gitarre gespielt und wie sollte das mit einer schweren Handverletzung weiter gehen?

VIII. „Jungmusiker“

Da begann ich nach und nach umzudenken und lernte mehr auf meinen Körper und meine Gesundheit zu achten. Das lag sicherlich an der Sorge meiner Frau um mich, die mich vor manchem bewahrte, und auch daran, dass ich inzwischen eine Familie gegründet hatte, für die ich zu sorgen hatte. Sehr bedeutsam war für mich in dieser Zeit, das war im Jahr 1955, dass mein Vater sehr früh verstarb.

Sein Tod war für uns alle ein schwerer Schlag. Er war eine starke Persönlichkeit, klug und gewandt. Wir alle haben ihm viel zu verdanken. Er war das Oberhaupt unserer Familie und wir alle hingen an ihm mit Liebe und Verehrung.

Von ihm hatten wir auch die Liebe zur Musik. Die haben wir nie verloren, auch nicht als wir in der Nachkriegszeit Artisten geworden sind. Beispielsweise haben wir, etwa wenn wir in den Städten und Ortschaften für unser Zirkusprogramm Werbung gemacht haben, auch immer mit Musik aufgespielt. Nach dem Tod meines Vaters war uns der Zirkus verleidet. Er war der Chef, er war der Zirkusdirektor, und was blieb nach seinem Tod? Was ist ein Zirkus ohne Zirkusdirektor? Die Bestandteile des Zirkus verkauften wir so gut es ging.

Aber dann? Was sollte danach kommen? Von irgend etwas mussten wir leben und die Familie, gerade auch meine Familie, wurde größer. Eine wertvolle Hilfe

war meine Frau Trautchen. Sie ging – wie es meine Mutter schon getan hat und wie es bei uns üblich war – mit Kurzwaren hausieren. Wir jungen Männer und Jungs der Familie waren weiterhin „Schroddeler“. Aber davon allein konnten wir nicht leben. Auch findet man in diesem Beruf – wie in anderen ebenfalls – nicht unbedingt die Erfüllung. Was lag da näher, als die langjährige Liebe, die Musik, weiter zu pflegen und damit auch noch das Familieneinkommen aufzubessern?! Das war für mich kein großes Problem, denn Musik gemacht habe ich mein ganzes Leben gemacht.

Dabei habe ich ganz klein angefangen. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Tags in einer Wirtschaft in der Altstadt, im „Goldenen Stern“, einem Mann zusah, der an Krücken ging, aber ein guter Sänger und Akkordeonspieler war. Nach einiger Zeit bin ich an ihn herangetreten und habe ihm angeboten mitzuspielen. Dazu habe ich meine Gitarre an ein kleines Radio und an einen Schallplattenspieler, die dort standen, angeschlossen. So hatte ich einen Lautsprecher für meine Gitarre und konnte spielen. Ehe ich mich richtig versah, war ich engagiert und habe dann mit dem anderen Musik gemacht.

Damit kam ich in die Szene in Koblenz und machte Tanzmusik. Schon bald hatte ich meine festen Verträge mit Gastwirtschaften und Hotels an den Wochenenden, also an den Freitag-, Samstag- und Sonntagabenden. Beispielsweise trat ich längere Zeit in der gegenüber vom „Goldenen Stern“ gelegenen Gastwirtschaft, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, später hieß sie „08/15“, dann in der Wirtschaft „Zum Rheinschiff“ in Andernach oder auch in „Diehl's Hotel“ in Koblenz-Ehrenbreitstein auf. Ich spielte mit verschiedenen Gruppen zusammen, ich war nicht festgelegt. Die Formationen aus Koblenz und Umgebung hatten ein großes Interesse, mit mir zusammen aufzutreten. Andere Musiker suchten mich geradezu, um mit mir zu spielen. Einer von denen nannte mich den „Mann mit den goldenen Fingern“ und war richtig wild darauf, mit mir zu musizieren. Und so kam es, dass ich einige Zeit mit dieser und dann später mit jener Musikgruppe zusammen an den Wochenenden Tanzmusik gemacht habe. Hervorheben möchte ich aus diesen verschiedenen Gruppen eine Combo namens „Werners Trio“. Den Namen gab ein gewisser Werner Becker, der damals in (Neuwied-)Irlich gelebt hat. Der dritte Mann war ein Heiner Landgräber aus Bad Ems, er spielte Kontrabass und Schlagzeug. Auch war er in dem Trio für den Humor und die kleinen Späße zuständig. Wenn zum Beispiel

Hundert Jahre Musik der Reinhardts – Daweli erzählt sein Leben Teil 2

ein Gast uns Musikern einen ausgegeben hat, dann haben wir auf dessen Wohl getrunken und der Heiner hat dem Spender zugerufen: „Möge der Herr, der diesen Gedanken hatte, einen solchen noch öfter haben.“

Das war Ende der 1950er Jahre. Da gab es in ganz anderer Hinsicht einen wesentlichen Einschnitt in unserem Leben. Denn in dieser Zeit verließen wir endgültig die Feste Franz in Lützel. In ihr hatten wir mit Unterbrechungen gewohnt, seitdem wir Ende 1932/Anfang 1933 nach Koblenz gekommen waren und dann hier blieben. Auch nach unserer Rückkehr aus den Konzentrationslagern des Nazi-Regimes hatten wir uns wieder hier angesiedelt. Die Stadt Koblenz hat sich – das möchte ich hier schon sagen, aber ohne Bitterkeit – um uns als Opfer des Nationalsozialismus nicht gekümmert, obwohl wir schon auf Grund unserer Zahl, unseres gleichen Schicksals und unserer besonderen Lebensweise auffielen und bekannt waren. Eine „Wiedergutmachung“ durch die Stadt, die uns schon 1938 eigenmächtig und ohne Erfolg los werden wollte, hat es nicht gegeben. Man hat uns weiter am Rande der Gesellschaft leben lassen, dort, wo wir in der NS-Zeit und vor unserer Deportation in das „Zigeunerlager“ des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau gelebt haben.

Immerhin war Ende der 1950er Jahre die Zeit reif, um städtische Elendsquartiere zu beseitigen. An diesem Wohnungsbauprogramm hatten auch wir teil – aber nicht als Sinti, sondern als Bewohner der Feste Franz. Die Maßnahme war kein Luxus. Denn während das deutsche „Wirtschaftswunder“ entstand, der „Nachholbedarf“ der Bevölkerung sich in „Fresswellen“ und in „Reisewellen“ nach Italien und sonst wohin Bahn brach, lebten wir immer noch in dem recht schäbigen Quartier in der Feste Franz. Unser Wohnwagen war unser zu Hause. Wir hatten ihn nach unseren Möglichkeiten ganz nett eingerichtet, aber die Umgebung und das Wohnen auf Dauer dort hatten wie man heute sagt keine Lebensqualität.

So waren wir im Prinzip froh, die Feste Franz verlassen zu können bzw. zu müssen. Dabei stand schon ein „muss“ dahinter. Denn während man uns in einen großen Wohnblock mit 56 Unterkünften im Stadtteil Mittelweiden umsetzte, wurden die Quartiere in der Feste Franz gesprengt. Damit wollte man verhindern, dass die Kasematten von anderen Personen oder womöglich von uns wieder bezogen wurden. Auch wenn wir der Feste Franz kaum eine Träne nachweinten, so hatten wir mit unserer neuen Wohnung „In der Rothenlänge 26“ in Mittelweiden ganz große Probleme. Wir waren nämlich nicht nur in einem großen Wohnblock untergebracht, sondern die neuen Unterkünfte waren zudem „Einfachwohnungen“, in denen wir auf engem Raum mit unserer eigenen Familie und im Block dann mit vielen wie wir gestellten Familien leben mussten. Für unsere Familie, die inzwischen aus sieben Personen bestand, neben meiner Frau und mir waren das die beiden ältesten Mädchen und die 1956

geborenen Zwillinge Mike und Gudi sowie die 1959 geborene Lilli, war das schon von der Größe her von Anfang an völlig unzureichend. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, dass sich diese Situation noch verschärfte, nachdem unsere Kinder Michiko, Bawo und Django geboren waren. Inzwischen lebten wir mit zehn Personen in einer Drei-Zimmer-Wohnung. Und dabei hatten wir in dieser Mini-Wohnung noch nicht einmal eine Toilette oder gar ein Bad oder auch nur eine Duschgelegenheit. Alles was wir in unseren „vier Wänden“ hatten war ein Waschbecken. Die Toilette war für die ganze Etage draußen auf dem Flur und im Keller befanden sich für alle Bewohner die Duschen. Ich habe mich schon damals gefragt, was sich der Architekt dieser Wohnblocks dabei gedacht hat. Alles war in gewisser Weise öffentlich, Intimität gab es nicht. Und wie sollten gerade größere Familien den Ablauf handhaben können? Wer einer geregelten Arbeit nachgehen wollte, konnte morgens schlecht vor dem einzigen Waschbecken für die gesamte Familie Schlange stehen, um sich dann in die Schlange vor der Gemeinschaftstoilette auf der Etage einzureihen. Zudem wurde das Duschbad im Keller des Blocks zum Luxus, den man sich nicht allzu oft und am besten nicht zu Stoßzeiten gönnen konnte.

Etwa in dieser Zeit ging auch unser „Werners Trio“ auseinander. Ich orientierte mich neu und fand ein Engagement in der Wirtschaft „Zum Rheinschiff“ in Andernach. Das ist mir heute noch gut in Erinnerung, und zwar aus verschiedenen Gründen: Einmal deshalb, weil ich dort insgesamt etwa vier Jahre gespielt habe – sicherlich eine lange Zeit. Außerdem waren wir ein super Trio. Das war auch kein Wunder, denn es bestand nur aus Reinhardts. Außer mir gehörten dazu noch meine Brüder Nonno (Anton) und Bawi (Heinrich). Beide waren gute Musiker, vor allem war Nonno ein wirklich guter Sänger. Unser Trio kam so gut an, dass die Wirtsleute für uns einen Teil des Lokals umbauten und dort eine „Puszta-Bar“ einrichteten.

Der Name der Bar hatte nicht viel zu bedeuten. Es ging den Wirtsleuten damit nur um den Werbegag. Wir waren nicht auf eine ganz bestimmte Stilrichtung, auch nicht auf die traditionelle Zigeuner-Folklore festgelegt. Zum Beispiel machten wir auch Hawaii-Musik. Diese begann damit – und das war abgesprochen –, dass ich der Wirtin zurief: „Frau Wirtin, ein Glas bitte!“ Mit dem Glas machten wir noch ein wenig „Show“, denn das ganze sollte als etwas ganz Besonderes erscheinen. Schließlich hielt ich das Glas mit seinem Kelch an den Gitarrenhals und bewegte es hin und her. Und siehe da, dadurch ließen sich meiner normalen Gitarre Hawaii-Gitarren-Töne entlocken.

Stilistisch war ich auf der Suche nach „meiner“ Musik. Dabei kam ich in Kontakt mit der Musik des legendären Django Reinhardt, der in den 1930er Jahren in Paris das „Quintette du Hot Club de France“ gründete und den Swing-Jazz kreierte. Das Quintett bestand nur aus Saiteninstrumenten: Django Reinhardt spielte Gitarre, Stéphane Grappelli Geige, ein Bruder Djangos wie auch ein weiteres Mitglied Gitarre und schließlich ein Fünfter Kontrabass. Django und Grappelli waren mit ihrer Solo-Gitarre bzw. ihrer Geige die melodieführenden Stimmen, die beiden anderen Gitarren und der Bass bildeten die Rhythmusgruppe. Die beiden Gitarren mit ihrer ganz besonderen Spielweise

waren typisch für das Ensemble. Sie ließen vergessen, dass das Quintett ohne Schlagzeug auskam.

Als ich mich für diesen „Zigeuner-Swing“ bzw. „Sinti-Jazz“ in den frühen 1960er Jahren zu begeistern begann, war Django Reinhardt schon 1953 in Paris gestorben. Seine Musik hatte ihn aber überlebt und ich möchte fast sagen unsterblich gemacht. Viele Sinti-Musiker spielten seine Stücke nach, imitierten seinen Stil und ließen sich von ihm überhaupt inspirieren. Er war ihr großes Vorbild. Und er wurde auch meins. Seine Musik lernte ich auf unseren Treffen kennen, auf großen Hochzeiten und Wallfahrten. Für uns hier war vor allem das saarländische Illingen ein wichtiger Wallfahrtsort. Die Wallfahrt dorthin war immer Anfang Oktober, am ersten Sonntag nach dem Erntedankfest. Illingen war ein Treffpunkt zum Austausch, gerade auch für uns Musiker. Die Jüngeren wie ich hörten zu und spielten den Älteren nach, denn die wenigsten von uns – und das gilt auch für mich – können überhaupt Noten lesen.

Ich war so begeistert vom Hot Jazz Django Reinhardts, dass ich meinen 1956 geborenen ältesten Sohn Mike schon früh mit dieser Musik vertraut machte. Seitdem prägt sie ihn ein Leben lang. Meine Liebe zu Django Reinhardt ging dann so weit, dass ich meinen 1962 geborenen Sohn „Django“ genannt habe. In seiner Geburtsurkunde steht zwar ein anderer Name, aber so nennt ihn niemand. Er ist unser Django, und mit dem Nachnamen Reinhardt sorgt er manchmal für etwas Verwirrung: Django Reinhardt, Django Reinhardt, das sagt mir doch was...

IX. Mitbegründer des Schnuckenack Reinhardt-Quintetts

Der musikalische Durchbruch gelang mir im Jahre 1967 und er ist verbunden mit dem Namen Schnuckenack Reinhardt. Auch hier ist die Namensübereinstimmung wohl zufällig, mir ist nicht bekannt, dass wir beide miteinander verwandt wären. Im Übrigen stammt Schnuckenack nicht aus Koblenz. Geboren ist er vielmehr in Weinsheim, einem kleinen Ort in der Nähe von Bad Kreuznach. Auch er wurde in der Nazizeit deportiert, allerdings nicht wie ich mit meiner Familie ins KZ Auschwitz-Birkenau, sondern bereits früher in das von Hitler-Deutschland besetzte Polen, dem so genannten Generalgouvernement. Er hat die Zeit überlebt und hat dann in Haßloch in der Pfalz gewohnt.

Richtig entdeckt wurde Schnuckenack auf einem Treffen im französischen Wallfahrtsort Lourdes. Dort fiel er durch seine Spielweise einem „Chalo“, einem Nicht-Sinto, auf. Es war ein Musikagent namens Siegfried Maeker. Er begeisterte sich für ihn und seine Art, Geige zu spielen. Maeker fuhr dann zu Schnuckenack in die Pfalz und machte ihm den Vorschlag, die Musik deutscher Sinti in Konzertform und in einem großen Rahmen bekannt zu machen. Darauf ging Schnuckenack sofort ein und beide suchten geeignete Musiker für die neue Formation. Siggie Maeker hatte mich schon früher spielen gehört und war an mir sehr interessiert. Ich stand gewissermaßen in seinem Notizbuch ganz oben. Von

daher war es nur logisch, dass die beiden kurz darauf nach Koblenz kamen und mich für die erst noch zu gründende Formation gewinnen wollten. Wenn ich mich richtig erinnere, kamen Schnuckenack und Siggie Maeker noch zu mir nach Mittelweiden in den Wohnblock „In der Rothenlänge“. Erst bald darauf zogen wir von dort weg. Darauf komme ich aber später noch einmal zurück.

Wie mich haben die beiden noch andere Sinti-Musiker gesucht und gefunden. Wir waren schließlich eine Gruppe von 10 bis 15 Musikern. Darunter waren mehrere ältere Sinti-Musiker, etwa ein Bruder Schnuckenacks. Aus dieser Gruppe entstand dann das Schnuckenack Reinhardt-Quintett.

Diese Entwicklung verlief in Etappen. Bei allen war ich dabei. Es begann damit, dass aus der großen Gruppe ein Trio gebildet wurde: Schnuckenack spielte natürlich Geige, ich die Solo-Gitarre und Hojok Merstein Kontrabass. Dann experimentierten wir mit einem Quartett.

Aus diesem Quartett wurde schließlich das Schnuckenack Reinhardt-Quintett. Damit hatten wir unsere endgültige Formation gefunden. In dem Quintett spielte Schnuckenack Geige und ich Solo-Gitarre. Weitere Musiker waren Bobby Falta an der Solo- und Rhythmus-Gitarre, Spatzo Weiss (Rhythmus-Gitarre) und Hojok Merstein am Kontrabass. Allesamt waren wir Sinti.

Im November 1967 gab das Schnuckenack Reinhardt-Quintett sein erstes Konzert in der Universität in Heidelberg. Damit wurde ein neues Genre geschaffen. Man nannte es – als Markenzeichen – bald „die Musik deutscher Zigeuner“.

Der Schwerpunkt unseres Repertoires lag auf der Volksmusik. Wir spielten ungarische und eigene Folklore der Sinti und Roma, meist in Romanes gesungen. Daneben brachten wir auch Django-Reinhardt-Kompositionen. Damit entdeckten wir für die deutsche Musikszene Django Reinhardt und machten ihn und seine Musik in Deutschland populär. Außerdem spielten wir amerikanischen Swing und Swing-Valse aus der französischen Musette und schließlich Schlager- und Operettenmelodien. Darüber hinaus komponierten manche von uns auch selbst und bereicherten mit eigenen Titeln unser Repertoire.

1968 oder 1969 glaube ich waren wir auf dem Burg Waldeck-Festival. Das Festival auf der Waldeck bei Dorweiler im Rhein-Hunsrück-Kreis gab es damals schon seit einigen Jahren. Immer zu Pfingsten trafen sich dort Folklore-Musiker und ihr Publikum, um vor allem Gitarre zu spielen und zu singen und natürlich um zuzuhören. Eine Wende nahm das Festival durch die Studentenunruhen des Jahres 1968. Daran und an die Politisierung der Waldeck erinnere ich mich nur noch undeutlich. Wir mit unserer Combo beschäftigten uns im Wesentlichen mit uns und unserer Musik und hatten als Ziel, auf der Waldeck unsere Musik publik zu machen. So erinnere ich mich, dass wir uns einmal vor einem Auftritt zurückzogen und einen Waldweg entlang gingen. Bald hatten wir uns auf Baumstämme gesetzt und fingen an zu musizieren. Das fiel nicht schwer, denn

unsere Instrumente hatten wir unter solchen Umständen immer dabei, um sicher zu gehen, dass ihnen nichts passierte. Der Waldweg mit den Baumstämmen war für uns der richtige Ort, um ganz spontan ein neues Stück zu komponieren und gleich einzuüben. Auf dem Festival haben wir es bald danach erstmals öffentlich gespielt.

Im Jahre 1969 kam unsere erste Langspielplatte heraus und war gleich ein großer Erfolg. Ich besitze heute noch diese Schallplatte und die Hülle. Dort wird ein amerikanischer Bassist und Musikpädagoge zitiert, der uns, Schnuckenack und seinen Mitspielern, eine große Zukunft prophezeite: „He’s got the magic.“

Das Schnuckenack Reinhardt-Quintett wurde sehr bekannt und sehr geschätzt. Bald gab es noch eine Änderung. Denn anstelle von Bobby Falta spielte Holzmanno Winterstein Solo- und Rhythmusgitarre. Sein Vater war ein sehr guter französischer Gitarrist und Holzmanno stand ihm kaum nach. Wir fünf wurden zum Inbegriff für die Musik deutscher Sinti. Dabei möchte ich erwähnen, dass ich als Solo-Gitarrist natürlich auch einiges zur Popularität beigetragen habe. Über mich schrieb man u. a.: „Die Improvisationen Dawelis zeichnen sich durch klare melodische Bögen aus. In der Begleitung sorgt er für straffe, explosive Rhythmik.“

In der Geschichte des Quintetts gab es manche Höhepunkte. Einer dieser Höhepunkte war die Deutschland-Tournee, über die ich aber nur noch wenig weiß. In besonders guter Erinnerung habe ich aber noch unsere „Tour Tzigane“. Der Name klingt schon wie Musik. Und so war die ganze Tour. Wie im Traum führte sie uns nach und dann durch Südfrankreich.

Bei der „Tour Tzigane“, die wir schon mit Holzmanno Winterstein unternahmen, haben wir Konzerte gegeben und an Festen teilgenommen. Unsere erste Station war Avignon. Dort haben wir ein Konzert gegeben. Dann fuhren wir weiter in den mondänen Badeort Nizza an der Cote D’Azur und nahmen an dem berühmten Blumenkorso teil. Ich erinnere mich noch gut, wie wir mit unserem Quintett auf einem wunderschönen mit Blumen geschmückten Wagen durch die Stadt fuhren und unsere Musik machten. Die Teilnehmer waren alle sehr festlich angezogen und uns schlug die Begeisterung der Zuschauer förmlich entgegen. Es war eine heitere südländische Stimmung und in ihr waren wir mittendrin und trugen noch zu dieser Stimmung bei. Es war wie im Rausch. Das werde ich nie vergessen. Die dritte Station war in einem kleinen Ort in Südfrankreich, in dem viele Zigeuner lebten. Sie veranstalteten jedes Jahr ein großes Fest der Zigeunermusik. Dazu luden sie auch spanische Gitanos und deutsche Sinti ein. Wir mit unserem Schnuckenack Reinhardt-Quintett repräsentierten den Jazz deutscher Zigeuner, ja die deutsche Zigeunermusik schlechthin. Auf diese „Tour Tzigane“ begleitete uns ein Filmteam, das einen etwa halbstündigen Film drehte, der später im damaligen Südwestfunks (heute: SWR) ausgestrahlt wurde.

Wir spielten sogar des öfteren für die Politprominenz in Bonn. Ich erinnere mich noch sehr gut, allein zweimal auf Einladung des damaligen Bundeskanzlers

Willy Brandt gespielt zu haben. Für ihn, der damals so viele Sympathien hatte und einen Aufbruch versprach, Musik zu machen, war für mich sehr eindrucksvoll. Er schenkte uns zur Anerkennung ein wertvolles, großes Buch mit einer persönlichen Widmung von ihm.

Zu diesen Veranstaltungen kamen viele Gäste. Speziell erinnere ich mich noch an eine Gruppe von Franzosen, die aus Forbach kam. Einer von ihnen kam nach unserem Auftritt zu mir und sagte ganz gerührt zu mir: „Ich muss immer wieder weinen, wenn ich dich so spielen höre, du spielst so gut wie mein leider viel zu früh verstorbener Sohn.“

Bei diesen Auftritten kam ich mit manchem noch bekannteren Musiker zusammen. So bin ich zum Beispiel einmal mit Bill Ramsey zusammen aufgetreten, doch habe ich daran keine guten Erinnerungen. Er war jedenfalls damals sehr hochnäsig und wollte mich, als wir uns kurze Zeit später im Fahrstuhl gegenüberstanden, gar nicht mehr kennen. Er hat mich nicht einmal begrüßt.

Nette Erinnerungen verbinde ich mit Reinhard Mey. Er fiel mir bei einem Auftritt auf, als er ganz nervös hinter der Bühne auf und ab lief. Ich sprach ihn an, um ihn zu beruhigen, und fragte, ob das denn sein Debüt sei. Als das Reinhard Mey bestätigte, tröstete ich ihn damit, dass wir am Anfang auch solches Lampenfieber gehabt hätten. Inzwischen hätte sich das bei uns aber gelegt. So werde das auch bei ihm sein. Wenn ich bedenke, welche Karriere Reinhard Mey seitdem gemacht hat, dann wird er inzwischen wohl kein solches Lampenfieber mehr haben. Vielleicht hat ihm unser Zuspruch damals ein wenig geholfen.

Der Komiker Karl Dall hat sich auf seinen Auftritt anders vorbereitet als Reinhard Mey. Er hatte einige Fläschchen Sekt hinter der Bühne in petto. Die waren leer, als er schließlich auf die Bühne ging. An ihn habe ich aber auch noch eine andere Erinnerung. Er hat sich einmal auf unsere Kosten einen heftigen Scherz erlaubt. Von der Bühne herunter hat er den Zuschauern gesagt, wir seien Sinti, und sie sollten ja aufpassen, wenn sie Wäsche rausgehängt hätten, ob sie nachher noch da sei. Das haben wir ihm aber nicht übel genommen. Karl Dall hat das so lustig erzählt, ihm konnte man nicht böse sein.

Mit Max Greger verbinde ich eine Szene beim Rundfunk in Köln. Zu einer Aufnahme dort hatte ich meinen ältesten Sohn Mike mitgebracht. Schon früh hat sich Mike für das Gitarrenspiel interessiert. Ich meine, so mit sechs Jahren hätte ich begonnen, es ihm beizubringen. Er hatte eine erstaunliche Begabung dafür. Deshalb habe ich ihn schon mal zu meinen Auftritten mitgenommen. Das fing schon hier in Koblenz an, als ich noch in der Gastwirtschaft „08/15“ gegenüber vom „Goldenen Stern“ spielte. Da sagte die Wirtin schon manchmal: „Daweli, bring doch mal den Mike“ mit. Und wenn Mike dann gespielt hat, hat er bei den Gästen Erstaunen und Bewunderung hervorgerufen. Da lag es nicht fern, ihn auch mal zu einer Rundfunkaufnahme nach Köln mitzunehmen. Während wir da warteten, übte Mike auf seiner Gitarre. Da kam Max Greger von hinten dazu,

lobte Mike und meinte, das werde einmal ein ganz großer Gitarrist. Und er hat recht gehabt.

Für die vom Schnuckenack Reinhardt-Quintett herausgebrachten Schallplatten habe ich selbst sechs oder sieben Titel komponiert. Am bekanntesten dürfte das Stück „Daweli's Valse“ sein. Es ist ein so genannter Swing-Walzer. Ganz kurios ist seine Entstehung, komponiert wurde er vor einem Schallplattenstudio. Wir hatten gerade mit unserem Quintett Aufnahmen gemacht, als wir feststellen mussten, dass die Platte noch nicht voll war. Es fehlten so drei Minuten an der Spieldauer. Da nahm ich Spatzo Weiss und Bobby Falta auf die Seite. Wir gingen in eine Ecke und improvisierten den Titel „Daweli's Valse“. Als wir fertig waren, gingen wir ins Studio, nahmen den Titel auf und hatten damit die neue Schallplatte vollständig bespielt.

Schnuckenack Reinhardt gilt bekanntlich als Geigenvirtuose und Primas der Zigeunermusik. Er hat seine Verdienste auch bei der Förderung von Talenten. Das Schnuckenack Reinhardt-Quintett war geradezu eine Talentschmiede. Wer da einmal mitgespielt hat, hat sich für weitere Engagements sehr empfohlen. Ich möchte diese unbestreitbaren Verdienste, die sich Schnuckenack um die Sinti-Musik in Deutschland, gerade auch um ihre Popularität erworben hat, nicht schmälern. Gleichwohl war die Zusammenarbeit mit ihm nicht leicht. Denn immer wollte er im Vordergrund und strahlend dastehen. Wenn seine Autorität oder sein Ruhm auch nur ansatzweise gefährdet erschienen, hat er sich mit seinen Mitteln durchgesetzt. So stand er bei Fotoaufnahmen für das Quintett nicht nur – natürlich – im Vordergrund, sondern brachte sich mit seiner Geige so in Positur, dass er gerade mich verdeckte. Dabei war ich Solo-Gitarrist und hatte von daher die Position, die Django Reinhardt in seinem Quintett inne hatte. Von daher hätte ich verdient, auch gut gesehen zu werden. Bei nur fünf Musikern muss man ohnehin jeden gut sehen können.

Wie eitel Schnuckenack dabei sein konnte, zeigt beispielsweise sein Umgang mit meinem Sohn Mike. Mike – damals etwa 12 bis 13 Jahre alt - trat das eine oder andere Mal mit einem Solostück beim Schnuckenack Reinhardt-Quintett auf und erntete viel Beifall. Dies sah Schnuckenack gar nicht gern, denn er fürchtete, dass dadurch sein Ruhm geschmälert werden könnte. Fortan durfte Mike nicht mehr bei ihm auftreten.

Dies und andere Eitelkeiten Schnuckenacks führten schließlich zur Trennung. Eine Station auf dem Wege dahin war beispielsweise eine fetzige Improvisation von mir, für die ich vom Publikum sehr viel Applaus erhielt, viel mehr als Schnuckenack selbst. Er stellte mich danach sofort zur Rede und drohte mir: „Daweli, das machst du nie wieder!“ Unseren letzten gemeinsamen Auftritt hatten wir übrigens hier in Koblenz in der Rhein-Mosel-Halle. Da sagte ich Schnuckenack: „Hier ist jetzt Endstation!“ Ich denke, mein Ausscheiden aus dem Quintett war schon ein Verlust. Einer, der es wissen musste, sagte daraufhin: „Seit Daweli weg ist, fehlt der Rhythmus.“

X. Mentor des Mike Reinhardt-Sextetts

Natürlich fehlte mir auch etwas, nachdem ich aus dem Schnuckenack Reinhardt-Quintett ausgeschieden war. Ich fiel richtig gehend in ein Loch. Solche Umbruch- und Krisensituationen haben aber auch hier Gutes. In ihnen sieht man zum Beispiel manches klarer und ist konsequenter, wenn es gilt, einen Schnitt zu machen. Dies galt für unsere Situation in dem Wohnblock in Mittelweiden. Wir waren dort tot unglücklich. Das Wohnumfeld wurde immer katastrophaler und inzwischen bestand unsere Familie nach der Geburt meines zweitjüngsten Sohnes Sascha aus 11 Personen. Dass die nicht in einer Drei-Zimmer-Wohnung leben konnten, versteht sich von selbst. Man bot uns an, in den Stadtteil Asterstein zu ziehen, aber das wollten wir nicht. Vielmehr entschied ich mich dafür, mit meiner Familie in den Schönbornslusterweg umzuziehen. Es zog uns dort auf den „Platz“ wie wir das nannten. Auf ihm wohnten meine Mutter und auch einige meiner Geschwister. Wir besuchten sie oft auf dem „Platz“, und fühlten uns bei unseren Angehörigen ganz heimisch. Eines Tages habe ich es im Wohnblock „In der Rothenlänge“ in Mittelweiden einfach nicht mehr ausgehalten und bin ausgezogen. Die Stadt war inzwischen wohl selbst mit diesen „Einfachwohnungen“, die erst vor zehn Jahren errichtet worden waren, nicht mehr zufrieden. Wenig später hat man die Wohnblocks nämlich abgerissen. Wir jedenfalls verließen den Wohnblock und zogen auf den „Platz“ am Schönbornslusterweg im Stadtteil Lützel.

Damit kein Missverständnis aufkommt, möchte ich erwähnen, dass das einzig wirklich schöne am Schönbornslusterweg sein Name war. Wir haben uns dort von unseren „vier Wänden“ her keineswegs verbessert und auch die Umgebung war recht ungemütlich. Es war wieder oder immer noch – je nach dem wie man will – am Rande der Stadt und am Rande der Gesellschaft – und das meine ich schon in einem doppelten Sinne.

Der „Platz“ lag im Schatten des Bahndamms, an einem von Schlaglöchern und Wasserlachen übersäten Weg. Zwischen Straßen und Äckern, standen Wohn- und Schaustellerwagen, ausrangierte Baubuden, zusammengezimmerte Holzbaracken und aus Steinen gebaute Unterkünfte. Bewohner dieser - wie es im Behördenjargon verniedlichend hieß - „Behelfsheime“ waren Sinti und auch Nicht-Sinti, alles in allem an die 250 bis 300 Menschen.

Immerhin hatten unsere Kinder viel Platz zum Auslaufen und zum Spielen. Auch fanden wir hier am „Ende von Koblenz“ einen Menschen, der uns verstand und sich für uns und unsere Belange sehr einsetzte. Es war der katholische Arbeiterpriester Clemens Alzer. Auch er war ein „Chalo“ – aber was für einer. Er war für uns ein Sozialarbeiter, ja weit mehr als das. Ein wahrer Freund und Helfer war er für uns. Und außerdem war er auch noch Priester. Wir nannten ihn voller Ehrfurcht unseren „Raschai“.

Und dabei machte er für uns das alles so nebenbei, ohne Auftrag, ohne behördliche oder kirchliche Funktion und ohne Geld. Unser „Raschai“ war Arbeiter bei Rasselstein in Neuwied. Anfang der 70er Jahre war er bei seinen Fahrten von und nach Rasselstein auf den „Platz“ und seine Bewohner aufmerksam geworden. Als er das sah, hat er die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen und sich gesagt, da muss ich hin, da werde ich gebraucht, das ist meine Aufgabe. Er hat sich uns angenommen. Um unsere Probleme kennen zu lernen und unser Vertrauen zu gewinnen und um uns wirklich zu helfen, scheute er – der Priester - sich nicht, zu uns auf den „Platz“ zu ziehen. Das heißt er besorgte sich einen Wohnwagen und stellte ihn dort hin, übrigens neben dem „Behelfsheim“, in dem meine Schwester Lydia mit ihrer Familie lebte. Unser „Raschai“ war wohl so ein „Spät-68er“. Er hatte ein starkes soziales Engagement und er wollte die Welt verändern. Das machte er aber nicht mit Worten sondern mit Taten. Und was er machte, machte er mit hohem persönlichen Einsatz und großem Erfolg.

Leider kann ich in diesem Rahmen nicht mehr über unseren „Raschai“ Clemens Alzer erzählen – er hätte es verdient. Aber wenigstens möchte ich erwähnen, dass er viel für den Zusammenhalt der Sinti auf dem „Platz“ und auch für die Entwicklung unserer Kinder getan hat. Das hing mit einer ausrangierten Baubaracke zusammen, die er auf dem „Platz“ aufstellen ließ und die wir alle als unseren Versammlungsort und Treffpunkt herrichteten. Wir nannten sie „uns Kirch“. Und dabei war diese Baracke sehr viel mehr als „nur“ der Raum, in dem wir Gottesdienst feierten. Dort erhielten viele Kinder vom „Platz“ Hausaufgabenbetreuung. Wir Älteren hatten unsere Versammlungen, zu denen der „Raschai“ auch manchmal Verantwortliche der Stadt einlud – die sogar kamen und sich unsere Anliegen auch anhörten. Nicht zuletzt – und das führt uns zur Musik zurück – war die Baracke ein Übungsraum für unsere „Jungmusiker“. Vor allem tat sich mein ältester Sohn Mike dabei hervor. Er war als „Wunderkind“ – wie ich bereits erzählt habe - mit 12 oder 13 Jahren mit dem Schnuckenack Reinhardt-Quintett aufgetreten. Danach hat er weiter hart an sich gearbeitet und sich auf dem „Platz“ mit zwei seiner Cousins, mit meinen Neffen Sascha und Vattermann zusammengetan. Nach besten Kräften habe ich sie unterstützt. So hatte mir, als ich noch beim Schnuckenack Reinhardt-Quintett war, zum Beispiel eine Firma eine Verstärkeranlage zum eigenen Gebrauch – und zur Werbung für die Firma – überlassen. Ich habe sie Mike und den anderen ausgeliehen. So entstand das Mike Reinhardt-Trio. Dies und gerade Mike wurden Anfang der 70er Jahre in Koblenz und Umgebung recht bekannt. Und dabei war Mike damals vom Alter her noch ein Lausbub.

Ich selbst knüpfte nach der Trennung von Schnuckenack Reinhardt zunächst wieder da an, wo ich beim Wechsel zu ihm aufgehört hatte: bei der Tanzmusik. In dieser Zeit habe ich in verschiedenen Formationen in Koblenz gespielt und war recht begehrt. Immer wieder ist es vorgekommen, dass Leute unseren Auftritten in den Gaststätten zusahen und mich nach der Musik ansprachen, ob ich nicht bald frei sei und bei ihnen spielen könnte.

Dann entschied ich mich aber dafür, eine feste neue Gruppe mit Familienmitgliedern zu gründen. Dreh- und Angelpunkt meines Konzeptes war mein ältester Sohn Mike. Im Jahre – ich meine – 1972 war es dann so weit, dass ich eine neue Formation gründete. Sie hatte gleich zwei Solo-Gitarristen: mich und meinen gerade 16 Jahre alten Sohn Mike. Vom Mike Reinhardt-Trio stieß noch mein Neffe Sascha dazu. Als weitere Familienmitglieder waren von Anfang an mein Bruder Bawo und mein Neffe Bawi dabei.. Es war geradezu eine Familienformation. Ergänzt wurde die Combo durch Wedeli Köhler mit seiner „Hot Fiddle“, einen sehr guten Geiger, der ebenfalls ein Sinto, aber kein Familienmitglied war.

Wir hatten zahlreiche Auftritte und schon 1972/73 brachten wir unsere erste Langspielplatte „Mike Reinhardt-Sextett“ heraus. Mit ihr fanden wir viel Anerkennung und Aufmerksamkeit in den Medien. Das „Jazz-Podium“ und der Musikkritiker Manfred Sexauer beispielsweise bezeichneten Mike als den besten Gitarristen seines Genres. Sehr wohlwollend berichtete auch immer wieder das Magazin „Stern“ über uns. So habe ich noch heute einen Ausschnitt von „stern musik“ aus jener Zeit, in der die Langspielplatte „Mike Reinhardt-Sextett“ als „Empfehlung der Woche“ besprochen wurde. Der Artikel trifft uns und unsere Musik so gut, dass ich aus ihm zitieren möchte. Anfangs heißt es: „Die Tontechniker des Hamburger Schallplattenstudios wunderten sich: Statt Notenblätter oder schriftlicher Arrangements zogen die Musiker Bierflaschen aus der Tasche. Dennoch stand die Platte nach einem halben Tag - ohne Playback und andere technische Tricks. Alle zehn Stücke waren im ersten Anlauf geglückt. So unbekümmert wie das Mike Reinhardt Sextett seine Musik versteht, produziert und verkauft, so groß ist der Anspruch, den die Jazzer dabei erheben. Die sechs Zigeuner aus dem Dreieck zwischen Rhein und Mosel wollen, wie der 16jährige Chef und Gitarrist erklärt, „das Erbe des großen Django antreten.“

Auf der anderen Seite waren wir aber stilistisch auch flexibel und experimentierten manchmal. Ich erinnere mich gut an eine Tournee mit dem britischen „King of Skiffle“ Lonnie Donegan. Ein Plakat, das ich heute noch besitze, erinnert mich daran, dass Lonnie Donegan und seine Londoner Gruppe zusammen mit uns Musik machten. Dabei standen wir für unser Markenzeichen „Hot Jazz, gespielt von deutschen Zigeunern.“ Nach und nach wurden meine jüngeren Söhne ebenfalls Mitglieder des Mike Reinhardt-Sextetts: Bawo, Django und schließlich Sascha.

Ein bisschen eigen war sicherlich der Name der Band. Den muss ich erklären. Wir nannten sie „Mike Reinhardt-Sextett“, und das obwohl Mike bei der Gründung gerade einmal 16 Jahre alt war und ich als sein Vater ebenfalls spielte. Wir, d.h. letztlich ich, haben uns aber für diesen Namen entschieden, weil Mike schon damals ein sehr guter Musiker war und sich erkennbar noch weiter entwickeln würde. Zudem war er zusammen mit mir Solo-Gitarrist der Gruppe. Insgeheim dachte ich, dass Mike, wenn er später ein großer Musiker sein wird, sich schon mit eigener Band über einen längeren Zeitraum einen Namen mit seinem „eigenen“ Sextett gemacht haben wird.

So etwa 1977 gab es in unserem Leben wieder einen großen Einschnitt: Mit meiner ganzen Familie verließ ich den „Platz“ am Schönbornslusterweg und wir zogen in die Alte Heerstraße nach Koblenz-Horchheim. Das war wunderbar. Und zu verdanken hatten wir auch das wieder unserem „Raschai“, der sich für uns und auch andere Familien vom „Platz“ einsetzte und von Kirche und Staat Geld auftrieb, damit wir in menschenwürdige Wohnungen umziehen konnten. Er sagt noch heute wenn wir uns treffen, dass der Umzug vom „Platz“ am Schönbornslusterweg in die neuen Wohnungen den Sprung vom Affen zum Menschen bedeutete. Damit hat er schon recht. Denn es war ein Riesensprung, der uns auch ganz andere Möglichkeiten eröffnete. Aber trotzdem „hinkt“ der Vergleich – bei aller Wertschätzung für unseren „Raschai“. Denn letztlich haben wir uns nicht geändert, sind nicht vom Affen zum Menschen geworden, sondern die Umstände haben sich geändert. Endlich wurden wir als Menschen voll akzeptiert und so behandelt. Wir, meine Familie und ich, haben hier in Horchheim seit langem unsere Heimat gefunden. Nicht einmal ein Campingwagen steht bei uns vor dem Haus. Meine Frau und ich wünschen uns von Herzen, dass wir hier im Kreis unserer Kinder zufrieden leben können.

In Horchheim vergingen die Jahre, ohne dass es darüber viel zu berichten gäbe. Das Mike Reinhardt-Sextett hatte weitere Auftritte, war aber nicht mehr so spektakulär wie anfangs. Erst im Jahr 1987 gelang uns ein weiterer Coup, den wir auch länger vorbereitet hatten. Wir, das waren außer mir (an der Solo-Gitarre) meine drei Söhne Mike (ebenfalls Solo-Gitarre), Django (Rhythmus-Gitarre) und Bawo (Bass) sowie mein Neffe Sascha (ebenfalls Rhythmus-Gitarre). Außerdem konnten wir für unser Sextett Dietrich Geldern gewinnen, einen Nicht-Sinto, der sehr gut Klarinette und Saxophon spielte. Im April 1987 gingen wir mit unserem neuen Programm auf Tournee. Es stand unter dem Motto „Back in Town“ und Tourneestart war in der Rhein-Mosel-Halle in Koblenz. Zum Start hatten wir gleich zwei Fernsehauftritte, einen im „Guten Abend aus Mainz“ und einen im „Blick ins Land“, jeweils im Südwestfunk.

Wir spielten viele Titel, die ich selbst komponiert bzw. bearbeitet hatte. Dazu gehörte nicht nur das Stück „Back in Town“, das der ganzen Tour ihren Namen gab, sondern darunter waren auch solche, denen man es schon vom Titel her ansah, von wem sie stammten, beispielsweise „Dawelie Swing“ und „Blues for Dawelie“.

Bei der Tour hatten wir allerdings ein Problem. Es lag in der Person unseres Klarinettenisten und Saxophonisten bzw. nicht direkt in seiner Person sondern in seiner Berufstätigkeit. Er war gebunden, war Leiter einer Schule in Bad Schwalbach. Als Rektor hatte er nicht die Zeit, um mit uns eine solch große Deutschland-Tournee zu unternehmen. Da hatte unser damaliger Konzertmanager eine gute Idee: Für die Tour engagierte er den britischen Ausnahmesaxophonisten Dick Heckstall-Smith. Damals und wohl auch noch heute galt und gilt er als der beste lebende weiße Rock-Saxophonist. In seiner Laufbahn hatte er schon damals viel geleistet, hatte mehrere Tourneen durch die USA gemacht, u.a. mit Alexis Korner's Blues Incorporated und John Mayall.

Später gründete er zusammen mit John Hisemann die legendäre Gruppe „Collosseum“. Er liebte es, Tenor- und Sopransaxophon gleichzeitig zu spielen, denn – so sagte er – „es gibt keinen Grund, mit dem Saxophon nicht das gleiche zu spielen wie mit einer Gitarre.“

Das war unser sechster Mann im Sextett und – ich sage es ohne Neid, Neid kenne ich sowie so nicht – unser Aushängeschild auf der Tournee und eine echte Bereicherung für uns. Und dabei war er wirklich ein feiner Kerl. Starallüren wie ich sie bei anderen kennen gelernt habe, waren ihm fremd. Ich habe ihn noch vor meinem geistigen Auge. Wie bei „Collosseum“ hat er auch bei uns zwei Saxophone um den Hals hängen gehabt und auf ihnen „gleichzeitig“ gespielt. Schwierig waren mit ihm allein die Terminabsprachen. Denn er war schon damals ein viel beschäftigter Mann. Ich weiß noch, dass er immer aus England eingeflogen kam und wir ihm dann auch die Flugtickets bezahlen mussten. Das taten wir aber gern, war er doch unser Star.

Unsere Konzerte waren häufig ausverkauft, auch hatten wir mehrere Fernsehauftritte. Das Tollste gab es dann aber nicht auf der Tournee sondern bei einem Stop in Koblenz als wir hier die Langspielplatte „... back in town!“ aufnahmen. Eine große Stütze fanden wir dabei in unserem langjährigen Freund Hans-Jürgen Hoffmann. Ohne ihn hätten wir die Produktion sicherlich nicht hinbekommen. Das fing schon damit an, dass Hans-Jürgen, seine Frau und sein Sohn für uns dolmetschten. Denn wir Reinhardts konnten kein Englisch und Dick Heckstall-Smith sprach nicht deutsch – und das, obwohl er viele Jahre mit einer Österreicherin verheiratet war. Da waren die Hoffmanns für uns ein Glücksfall, denn einen Dolmetscher konnten wir uns nicht leisten. Mit dem Dolmetschen fing das aber erst an. Dann stellte uns Hans-Jürgen das Tonstudio zur Verfügung, das er damals seiner Frau in den Kelleräumen des Hauses auf dem Asterstein eingerichtet hatte. Doch damit nicht genug. Als er merkte, dass Dick Heckstall-Smith andernorts keine gute Unterkunft gefunden hatte, quartierte Hans-Jürgen ihn kurz entschlossen auch noch in sein Haus ein. Da war es nur logisch, dass wir Musiker uns vor Hans-Jürgens Haus in der Goeben-Siedlung zum Foto postierten und dieses die Hülle der Schallplatte „... back in town!“ zierte. Es ist auch ein Dankeschön an Hans-Jürgen Hoffmann. Er hat immer noch guten Kontakt zu Dick Heckstall-Smith, der trotz aller Termine, die er immer noch hat, sogar ab und zu bei ihm vorbei kommt. Bei einem solchen Besuch in Koblenz hat Dick Heckstall-Smith vor Jahren einen sehr schönen Titel mit dem Namen „Koblenz“ aufgenommen. Das ist zumindest für Koblenz ein noch nicht gehobener Schatz. Ich bin mal gespannt, wann und wie dieser Schatz von Hans-Jürgen und anderen gehoben wird.

XI. Gründungsmitglied der SV Reinhardts-Elf Asterstein

Familiensinn zeigten wir nicht nur bei dem Mike Reinhardt-Sextett (und anderen Gruppen, auf die ich noch zu sprechen komme), sondern etwa auch bei der Gründung der Fußballmannschaft SV Reinhardts-Elf Asterstein, dessen Gründungsmitglied ich ebenfalls war. Dass da meine Leidenschaft zum Fußball

wieder zum Durchbruch gekommen ist, brauche ich glaube ich nicht besonders zu betonen.

Begonnen hatte alles als Hobbymannschaft im Jahr 1973. Wir waren damals wirklich gut. Niemals haben wir ein Fußballspiel über 90 Minuten verloren und waren drei Jahre lang ungeschlagen. Nicht selten haben wir unsere Spiele zweistellig gewonnen. Und genau das wurde unser Problem. Denn mit der Zeit wollte keine Mannschaft gegen uns antreten, wir waren ein sehr gefürchteter Gegner. Aus dieser Sackgasse kamen wir heraus, als wir einen Verein gründeten und eine Vereinsmannschaft aufstellten. Da musste man mit uns spielen. Genau genommen waren das schon bald zwei Mannschaften, denn der Andrang der aktiven Spieler war so groß, dass wir zwei Mannschaften bilden mussten bzw. konnten. 1. Vorsitzender wurde mein ältester Bruder Bernhard „Lullo“ und 2. Vorsitzender mein jüngerer Bruder Heinrich „Bawo“, der gleichzeitig Trainer war. Geschäftsführer wurde mein Neffe Sascha.

Wir legten gleich einen tollen Start hin, wobei ich wieder halbrechts im Sturm spielte. Am ersten Spieltag gewannen wir mit 5:0 Toren und übernahmen die Tabellenspitze. Die gaben wir bis zum Saisonende nicht mehr ab. Unsere Bilanz der ersten Saison konnte sich sehen lassen: Von 30 Spielen hatten wir 22 gewonnen, acht Spiele endeten unentschieden; wir haben 162 Tore geschossen und nur 18 Gegentore erhalten.

Mit solchen Siegen ging das natürlich nicht immer so weiter. Der Verein hat auch Tiefen durchgemacht. Das waren sportliche Tiefen und außerdem stimmte das Fair Play nicht immer. Das ist mir durchaus bekannt. Allerdings weiß ich das nicht aus eigener Anschauung, denn ich habe mich schon bald mit Rücksicht auf mein Alter aus der Mannschaft zurückgezogen.

Wenn auch durch manchmal fehlendes Fair Play das Image des SV Reinhardts-Elf Asterstein gelitten hat, möchte ich – da mir die Integration der Sinti ein großes Anliegen ist – erwähnen, dass der Verein ein wichtiger sozialer und integrierender Faktor auf dem Asterstein war. Nicht nur, dass der Verein drei Bundesliga-Clubs nach Koblenz holte (1. FC Kaiserslautern, Fortuna Düsseldorf und FSV Salmrohr) und mit beachtlichen Leistungen gegen sie antrat, sondern er organisierte auch viele Veranstaltungen im sozialen Bereich. Jedes Jahr fand ein Bürgerfest statt und für die Kinder gab es durch den Weihnachtsmann eine Bescherung im Clubhaus. Außerdem organisierte der Verein etwa im Rahmen der Aktion Sorgenkind mehrere Wohltätigkeitsveranstaltungen.

Einmal hatte der Verein sogar einen großen Fernsehauftritt. Er hatte sich für die Sendung „Wetten dass ...“ von Frank Elsner gemeldet. Wenige Tage später erhielten wir daraufhin von Thomas Gottschalk eine Einladung für seine Sendung „Na so was“. Er hatte gleich Gefallen daran gefunden, dass eine Fußballmannschaft nur aus Familienangehörigen bestand und der Verein auch den Namen der Familie trägt. Der Verein wurde zu einem Auftritt nach München eingeladen und voller Freude grüßte mein Bruder Bernhard „Lullo“ als 1. Vorsitzender der SV Reinhardts-Elf Asterstein per Fernsehen alle

Sportskameraden und Bürger von Koblenz. Das gehört auch dazu, wenn man sich seine Meinung über die SV Reinhardts-Elf Asterstein bildet und äußert.

Mein ältester Bruder war die Seele dieses Vereins. Er war der erste Vorsitzende und blieb es bis zu seinem Tod im Jahre 1995. Er galt als der „Zigeunerbaron“ und in seiner Todesanzeige wurde er auch so bezeichnet“. Er hinterließ neun Kinder, 35 Enkelkinder und Urenkel. Unter großer Anteilnahme der Bürger von Koblenz und auch der Sinti aus der Region trug man ihn auf dem Friedhof in Koblenz-Lützel zu Grabe.

XII. Chef des Daweli Reinhardt-Quintetts

Ich habe schätzungsweise 50 Jahre Gitarre gespielt, bis ich schließlich im Jahre 1988 auch offiziell mein eigener Chef wurde, eine Band gründete und ihr meinen Namen gab: „Daweli Reinhardt-Quintett“. Entstanden ist dieses Quintett sozusagen aus einer Zellteilung. Mein ältester Sohn Mike hatte jahrelang sein Mike Reinhardt-Quintett, in dem ich auch spielte. Diesem gehörten auch meine Söhne Bawo, Django und Sascha an. Überdies war inzwischen mein jüngster, 1972 geborener Sohn Moro ebenfalls Musiker geworden. Seit seinem 6. Lebensjahr führte ich ihn in das Gitarrenspiel ein. Mittlerweile hatte er eine erstaunliche Fertigkeit und Vielseitigkeit erreicht. Da wurde es uns allen in einer einzigen Formation zu eng, zumal wir verschiedene Stilrichtungen pflegten und unterschiedliche Fähigkeiten besaßen, die sich nicht gut unter einen einzigen Hut bringen ließen.

Deshalb gründeten wir das Daweli Reinhardt-Quintett. Ich war dessen Chef, Mentor und Solo-Gitarrist der Gruppe. Mit von der Partie war Dietrich Geldern, ein sehr guter Klarinettist und Saxophonist. Seit Jahren hatte er mit uns im Mike Reinhardt-Sextett Musik gemacht und galt schon als Familienmitglied. Die anderen Musiker waren tatsächlich Familienmitglieder und hießen alle Reinhardt. Feigeli Reinhardt spielte ebenfalls Solo-Gitarre und sang auch, er war mein Neffe. Die Rhythmusgruppe des Quintetts war mit zwei Sascha Reinhardts besetzt: Mein weiterer Neffe Sascha Reinhardt war am Kontrabass und mein Sohn Sascha der Rhythmus-Gitarrist.

Wir spielten in der Tradition unseres großen Vorbildes Django Reinhardt und seinem Hot Club. Es war ein fetziger Swing-Jazz, der aufbauend auf der Musik der 1930er Jahre diese einfühlsam weiter entwickelte. Titel wie „La Bohème“, „Minor Swing“ und „Daweli's Valse“ möchte ich hervorheben. Wir hatten zahlreiche Auftritte und auch Tourneen, wir waren damit sogar im Fernsehen. Es ist natürlich schwer für mich, eine Wertung in eigener Sache abzugeben. Deshalb möchte ich Pressestimmen aus jener Zeit zitieren. So schrieb beispielsweise der „Stern“: „So unbekümmert wie die Musiker ihre Musik verstehen und produzieren, so groß ist der Anspruch, den die Jazzer dabei erheben.“ Und in der „Zeit“ hieß es: „Auf Konzertreisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Österreich begeisterten sie ihr Publikum, in der

Berliner Philharmonie genauso wie im Gießener Stadttheater, bei Onkel Pö in Hamburg oder bei ihren Fernsehauftritten u.a. in der Bonner Beethovenhalle“.

XIII. Vater und Großvater der nachfolgenden Musikergenerationen

Dann (wann?????) kam aber für mich die Zeit, mich von der musikalischen Bühne zurückzuziehen. Das fiel mir nicht leicht. Aber die Krankheit, die ich jetzt seit einigen Jahren habe, zwingt mich kürzer zu treten. Sie hat auch konkrete Auswirkungen auf meine Spieltechnik. Denn durch die Muskelschwäche, an der ich leide, kann ich mit der linken Hand am Gitarrenhals nicht mehr so furios die Griffe greifen wie früher. Ich bin einfach langsamer geworden und dadurch hat meine Virtuosität gelitten. Eine gewisse Beruhigung und Befriedigung ist es für mich, dass ich meine Musikalität an meine Söhne weiter geben konnte.

Mein ältester Sohn Mike ging ganz eigene, neue Wege. Er gründete vor wenigen Jahren seine neue Formation mit dem Namen „Mike & Moro Reinhardt Swing-Band“. Neben Mike als Solo-Gitarristen sind mit dabei meine jüngeren Söhne Moro (ebenfalls Solo-Gitarre), Bawo, Sascha und Django sowie Thomas Bleser am Schlagzeug. Thomas Bleser ist der einzige Nicht-Reinhardt und Nicht-Sinto. Er musiziert aber schon jahrelang mit uns zusammen und ist praktisch unser „Blutsbruder“ Die Verbundenheit mit uns hat schon Tradition. In den 50er und 60er Jahren habe ich mit Thomas Blesers Vater zusammen Tanzmusik gemacht. Jüngst hat die Gruppe ihre neue LP „Caravan. The excellent Gipsy Swing“ herausgebracht und ist zurzeit – im Jahre 2003 – mit großem Erfolg auf Tour. Eine Frankfurter Zeitung schrieb vor einiger Zeit nach einem Konzert der Band: „Es brannten die Saiten der Gitarre durch diese unglaubliche Schnelligkeit des Gitarristen Mike Reinhardt“.

Als mein Sohn Django sich dieser Formation der „Reinhardt-Brüder“ anschloss, hatte er schon eine Karriere als Musiker vor allem, als Sänger, hinter sich. Ich besitze noch ein Plakat, mit dem für ein Konzert von Django und seiner Band in der Koblenzer Kulturfabrik im Jahre 1980 geworben wurde. Damals war Django gerade 18 Jahre alt und hatte sein Idol Elvis Presley entdeckt. Diese Liebe zu Elvis Presleys Musik ist Django über die vielen Jahre geblieben. Er gilt allgemein – und das sage ich nicht nur als sein Vater – als hervorragender Interpret von Elvis Presley. Vor einigen Jahren hat sich Django einen großen, lang gehegten Wunsch erfüllt und die Las Vegas Show von Elvis Presley mit einem großen Orchester präsentiert. Die Rhein-Mosel-Halle in Koblenz war gleich dreimal ausverkauft. Fernsehauftritte folgten. Begleitet wurde er von seiner Gruppe „Django Reinhardt & Friends“. Es ist eine weitere Formation unserer Familie. Hier spielen meine Söhne Mike und Moro Solo-Gitarre, der Sohn Sascha Rhythmus-Gitarre oder Kontrabass und der Sohn Bawo Keyboard oder Klavier. Im Jahre 2000 produzierte Django mit seiner Band die CD „Gipsy Christmas“. Mit großem Orchester und Chor nahm er deutsche und internationale Weihnachtslieder, teils in deutscher Sprache, teils in Romanes, der Sprache der Sinti und Roma, auf. Zu Weihnachten 2001 gab Django mit

diesem Repertoire sieben Konzerte in ganz Rheinland-Pfalz, die sehr viele Besucher und viel Anerkennung fanden.

Mittlerweile entwickelt sich schon die nächste Generation musikalisch. Meine Enkel machen ihre ersten Gehversuche auf dem musikalischen Parkett. Ich hoffe, keinen von ihnen zu übergehen, wenn ich die folgenden nenne: Djangos Sohn Marlon, Lillis Sohn Taylor, Michikos Söhne Moro und Angelo, Bawos Sohn Romano, Saschas Sohn Germain und Mikes Sohn Marcello.

Besonders schön war es für mich, als sie – und natürlich auch ihre Väter und Mütter – anlässlich meines 67. Geburtstages musiziert haben. Damals haben wir alle zusammen ein großes Fest in Kobern-Gondorf gefeiert. Auch der Bürgermeister von Koblenz und Schnuckenack Reinhardt kamen, um mir zu gratulieren.

Ein weiteres ganz besonderes Fest der Familie und der Musik steht jetzt unmittelbar bevor: Am 28. Juni 2003 lade ich zu der Veranstaltung „Daweli Reinhardt. Meine Musik – Mein Leben“ auf der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz ein. Dieses einmalige Konzert findet im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Kultursommer Rheinland-Pfalz“ statt und wird unterstützt von dem gemeinnützigen Verein „Django Reinhardt Music Friends“ und „Burgen, Schlösser, Altertümer“. Es wird eine Hommage an „Gipsy Swing“ und auch ein wenig an mich sein. Ich fühle mich dadurch sehr geehrt, tue mich aber damit auch ein wenig schwer. Denn wenn ich auch mehr als sechzig Jahre Musik gemacht und jahrzehntelang auf den Bühnen Deutschlands und Europas gespielt habe, so habe ich doch nie so voll im Rampenlicht gestanden. Nun soll es kurz vor meinem 71. Geburtstag anders sein. Nun gut, ich müsste lügen, wenn ich nicht sagte, dass ich mich wahnsinnig darauf freue. Und lügen tue ich nicht – wegen so etwas sowie so nicht.

Und außerdem bin ich nicht allein. Unser langjähriger Freund Hans-Jürgen Hoffmann wird durch den Abend führen. Und vor allem werde ich zusammen mit meinen fünf Söhnen Bawo, Django, Mike, Moro und Sascha sowie mit vielen meiner Enkelkinder Musik machen. Darüber hinaus hoffe ich auf eine rege Beteiligung weiterer Musiker aus meiner Familie und auch anderer Spieler. Schließlich soll jeder, der will, eine Gitarre mitbringen. Möge die Veranstaltung am 28. Juni 2003 ein großes Fest des Swing-Jazz und der Begegnung der vielfältigsten Koblenzer und weiterer Gäste werden.

Ebenso gespannt bin ich auf drei weitere Veranstaltungen zur Musik der Zigeuner. Sie finden wenig später, am 1., 8. und 15. Juli, ebenfalls im Rahmen des „Kultursommers Rheinland-Pfalz“ im Innenhof der Koblenzer Stadtbibliothek statt. Organisiert werden sie von der von mir sehr geschätzten Frau Gunhild Schulte-Wissermann. Sie ist Vorsitzende des Vereins „Django Reinhardt Music Friends e.V.“ und uns Koblenzer Sinti und deren Musik sehr zugetan. Mit ihrem Förderverein hat sich Frau Schulte-Wissermann viel Interessantes und Kurzweiliges für diese drei Abende überlegt.....

XIV. Ein Resümée

So, das war mein Leben, jedenfalls bis kurz vor meinem 71. Geburtstag und so, wie es sich in 13 Kapiteln schildern ließ. Ich bin sehr froh, dass es jetzt niedergeschrieben ist. Ich habe aus meinem Leben nie ein Hehl gemacht. Allerdings habe ich meinen Kindern kaum davon erzählt. Eher habe ich in den letzten Jahren meine Enkel informiert. So ausführlich wie hier habe ich es aber noch nie getan. Vielleicht liegt das daran, dass man – der Erzählende und der Zuhörer – zu dem Erzählten einen gewissen Abstand haben muss. Das, was einen täglich umgibt, ist naturgemäß nicht so interessant, und auch dann nicht, wenn man davon hört. Ein Abstand ist wohl nötig. Es ist wie bei einem Brennglas. Auch das wirkt erst bei einer gewissen Entfernung.

Wenn wir, d. h. mein Co-Autor Joachim Hennig und ich, uns hier bemüht haben, mein Leben, das meiner Familie und die Geschichte von hundert Jahren Musik der Reinhardts nachzuzeichnen, so haben wir das nach bestem Wissen und Gewissen getan. Gleichwohl – und das tut diesem Büchlein keinen Abbruch – ist es doch nur höchst unvollkommen. Denn mein Leben war doch sehr viel mehr, als wir hier in 13 Kapiteln Text und einigen Fotos halbwegs chronologisch und logisch geordnet zusammentragen konnten. Mein Leben bestand aus sehr viel mehr Leiden, mehr Kampf, mehr Verzweiflung, mehr Enttäuschung als ich es hier darstellen kann und will. Vielleicht liegt es an meinem Alter, dass ich heute mehr die versöhnlichen, positiven Seiten meines Lebens sehe und erwähne. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich auf meinem Lebensweg vielen Menschen begegnet bin, die mir sympathisch waren, die mir halfen und die mir Mut gemacht haben. Vielleicht bin ich auch von meiner Natur her ein rundum positiver Mensch, der auf Leute zugeht, das Verbindende, Positive im anderen sieht und nach vorn schaut, der sein Leben – wie es auch immer war – in die Hand genommen und das Beste daraus gemacht hat. Vielleicht will ich auch manches einfach aus meinem Gedächtnis streichen, damit es weg ist und nicht unnötig Gräben aufreißt, die gerade uns als Minderheit nur schaden. Und vielleicht liegt die Erklärung in allen diesen Erklärungsversuchen.

Mit uns treten jetzt die letzten Zeitzeugen des Nazi-Terrors ab. Da ist es wichtig, dass wir unsere Geschichte, unsere Lebensphilosophie oder einfach unsere Art zu leben, die Lehren, die wir daraus ziehen, den nachfolgenden Generationen vermitteln. Sie sollen es wissen, nicht um es nachzuahmen oder nachzuleiden oder gar anzuklagen, sondern um vor dem Hintergrund dieser Geschichte ihr eigenes Leben in die Hand zu nehmen und zu gestalten.

Das Wichtigste ist dabei der Konsens aller Menschen, die guten Willens und bereit sind, aus der Geschichte zu lernen: das, was wir als politische Verfolgung erleben mussten, darf sich nie mehr wiederholen. Und dabei haben wir es heute sicherlich leichter als die Generationen vor uns. Und zwar schon deshalb, weil wir in einer langen Phase der Demokratie leben, die so lang ist, wie noch nie in der Geschichte Deutschlands. Und weil wir als Nachgeborene aus der

Geschichte lernen können und auch schon viel gelernt haben. Und außerdem weil die Unterschiede zwischen „den Zigeunern“ und „den anderen“ nicht mehr so groß sind wie früher. Wir Sinti, wir deutschen Zigeuner, haben uns freiwillig und auch unfreiwillig der Mehrheitsgesellschaft weitgehend angepasst.

Es ist für die Mehrheitsgesellschaft heute „keine Kunst“, uns zu akzeptieren oder „auszuhalten“. Denn wir reisen nicht mehr in dem Maße von Ort zu Ort und betreiben unser Gewerbe. Gut 90 % der Sinti in Deutschland sind hier sesshaft und gehen einer allgemein anerkannten Arbeit nach. Schon das Musikgewerbe hat sich geändert. Man „ständelt“ nicht mehr in den Wirtschaften wie in den zwanziger Jahren. Ich selbst habe mit Konzertagenturen und einer renommierten Gruppe allgemein anerkannte Musik in den Konzertsälen Deutschlands und Europas gemacht und auf Schallplatten und CDs verbreitet. Und so geht das mit der nachfolgenden Generation weiter. Mit dem „Ständeln“ hat das nicht mehr viel gemein, wenn beispielsweise mein Sohn Django „seine“ Las Vegas Show von Elvis Presley mit einem großen Orchester in der mehrfach ausverkauften Rhein-Mosel-Halle präsentiert. Dazu gehört auch, dass manche Kinder von mir – neben dem Musikerberuf – einem ganz „normalen Broterwerb“ nachgehen, als Hausmeister, als Postbote, als Verkäuferin. Auf der gleichen Linie liegt das „Herausheiraten“, d.h. Lebens- und Ehepartner zu finden, die Nicht-Sinti sind. Auch dies ist bei einigen meiner Kinder der Fall.

Die Erklärung für diese Entwicklung der Anpassung, Assimilation oder Integration ist dabei für mich nur zweitrangig. Ich muss das nicht erklären können. Entscheidend ist die Tatsache als solche, nämlich die, dass sich die Sinti, die „Zigeuner“, auf die Mehrheitsbevölkerung hin bewegen und schon weit hin bewegt haben. Bei der heutigen Sinti-Jugend, die durch gemeinsame Aktivitäten mit anderen in der Schule und in der Freizeit – bis hin zum Fernsehen – geprägt wird, erscheint mir diese Entwicklung ganz bestimmend. Und auch bei der Elterngeneration sind diese Tendenzen erkennbar, man will nicht außen vor sein, sondern dazu gehören.

Ich muss dies hinnehmen, denn das ist eine Entwicklung, der man sich nicht mit Erfolg entgegenstellen kann. Das will ich auch gar nicht. Ich akzeptiere das. Einmal, weil man einem solchen kräftigen Strom standhalten kann. Und zum anderen – und das ist meine Erfahrung aus der Verfolgung in der NS-Zeit –, weil Anpassung und Integration ein wichtiger Schutz für uns sind. Wir müssen unsere Kinder und Kindeskiner vor einer solchen Verfolgung, wie wir sie in der Zeit des Nationalsozialismus erleben mussten, unbedingt bewahren – deshalb ist ein solcher Schutz im Notfall wichtig.

Zum Glück für uns alle leben wir heute und in absehbarer Zeit nicht in einer solchen Ausnahmesituation, sondern in der Bundesrepublik Deutschland, die wir in ihrem politischen und gesellschaftlichen System durchaus schätzen und zu der wir uns auch bekennen.

Und weil das so ist, sollten und dürfen wir uns als „Zigeuner“ nicht aufgeben. Wir müssen auch unter den veränderten Lebensbedingungen – auch als

Hausmeister, Postbote und Verkäuferin – unsere Existenz als „Zigeuner“ bewahren. Denn aus dieser Herkunft und Tradition beziehen wir unsere Kraft. Und die sich daraus ergebende Distanz zur Mehrheitsbevölkerung ist letztlich ein Phänomen. Aus ihm entsteht u.a. beispielsweise das, was selbst nach der Ansicht der Mehrheitsbevölkerung so einmalig und erhaltenswert ist: die „Zigeunermusik“ und ihre Weiterentwicklung durch Sinti und auch Roma.